31761 07500707 0

Petry, Franz
Der soziale Gehalt der
Marzschen Werttheorie

HB
201
M3P4

DER SOZIALE GEHALT DER MARXSCHEN WERTTHEORIE

VON

FRANZ PETRY
DOKTOR DER STAATSWISSENSCHAFTEN

JENA
VERLAG VON GUSTAV FISCHER
1916

Eugen Dührings Wertlehre.

Nebst einem Exkurs zur Marx'schen W lehre. Von **Gerhard Albrecht**, Doktor Staatswissenschaften. 1914. (IV, 66 S. gr. 8°.) Preis: 1 Mark 80

Inhalt: 1. Die Bedeutung der ökonomischen Werttheorie. — 2. Der I duktions- und Verteilungsgesichtspunkt (die „theoretische" und die „politisc Betrachtung). — 3. Das subjektive Bedürfnis als primäre Wertschätzungsursache 4. Die Beschaffungskosten. — 5. Der Wertinhalt. — 6. „Produktionswert" „Positionswert". — Exkurs: Zur Marxschen Wertlehre.

Weltwirtsch. Archiv. April 1915:

Der Verfasser sucht an der Hand der Dühringschen Wertlehre das Interesse den Theoretiker Dühring zu lenken und zu zeigen, daß er als origineller und selbständ Denker in der Dogmengeschichte der Haupttheorien sozialökonomischer Wissenschaft e Platz verdient. Das Ergebnis der eigentlichen Untersuchung geht dahin, daß der Dür sche Begriff des Wertinhalts als des wirtschaftlichen Gesamterfolgs dem Begriff des ne dings viel genannten Wertes als der Schätzung von Preisen einen Sinn gibt, der es kei wegs gestattet, an der Bedeutung und Tragweite der Lehre vom Wert und insbeson der Grenznutzentheorie zu rütteln. Im Verlaufe der Darlegungen wird vielfach auf weiteren Zusammenhänge in dem sozialökomischen Gesamtsysteme Dührings hingedeute

Dogmengeschichte der Zurechnungslehre.

Von Dr. **Warthold Mo mann**. (VII, 110 S. gr. 1914. Preis: 3 M

Inhalt: I. **Dogmengeschichte der Zurechnungslehre.** 1. Die Anhän der Zurechnungslehre. (1. Die Entstehung der Zurechnungstheorie. 2. Proportionalitätstheorien. 3. Die Abhängigkeitstheorien. 4. Die Schätzungstheor 5. Die Produktivgutswerttheorien.) — 2. Die Gegner der Zurechnungstheo — II. **Kritik der Zurechnungstheorie.**

Eine Dogmengeschichte der Zurechnungslehre gibt es bis jetzt nicht. Da meisten Beiträge zu dieser Theorie Hinweise der späteren Schriftsteller auf früheren nicht enthalten, so mußte Verfasser die ganze in Betracht komme Literatur darnach durchsuchen, ob nicht etwa an dieser oder jener Stelle zwisc anderen Ausführungen verborgen ein neuer Gedanke in der Zurechnungslehre taucht. Die nicht leichte Mühe wurde durch reiche Ausbeute und interessa Entdeckungen gelohnt. Es zeigte sich unter anderem, daß neuere Schriftste Zurechnungstheorien entwickeln, die sie für eine ganz neue Offenbarung hal ohne zu ahnen, daß schon jahrzehntelang früher dieselbe Theorie aufgestellt sogar bereits von anderer Seite mit guten Argumenten bestritten wurde.

Über das Verhältnis von Wert und Preis im ökonomisch System von Karl Marx.

Von Dr. **Karl Diehl**, Professor in Königsb i. Pr. (Abdruck aus der Festschrift zur Feier 25jährigen Bestehens des Staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a. 1898. Preis: 1 M

Ertrag und Einkommen auf der Grundlage einer subjektiv Wertlehre.

Ein wirtschaftstheoretischer Versuch. Von Prof. Dr. **Rob Liefmann**, Freiburg i. Br. 1907. Preis: 2 M

Inhalt: 1. Die Ertrags- und Einkommenstheorie im allgemeinen. — 2. Theorie der einzelnen sog. Einkommensarten. — 3. Ergänzungen zur Kritik Zurechnungstheorie und Verteilungslehre. — 4. Prinzipien einer subjektiven W lehre und der Preisbildung und Ertragserzielung auf Grund derselben.

Soziale Kultur, 28. Jahrg., Juni 1908:

Ein vorzügliches Buch! Das ist der unmittelbare Eindruck, mit welchem man Lektüre des Buches beschließt. Der Verfasser hat seine Untersuchung aufgebaut auf festgefügten Basis einer subjektiven Wertlehre. Der Wert irgendeines Produktes resul ihm aus der Bedeutung, welche demselben von den Menschen für die Befriedigung i Bedürfnisse beigelegt wird. Bei der Eigenwirtschaft geht diese subjektive Wertschätz aus von dem, der diese Produkte herstellt, bei der Tauschwirtschaft von dem, der sie tauscht. Dieser Ansicht pflichten wir willkommen bei; sie ist auch von anderen Natio ökonomen vertreten. Aber in anderen Lehrbüchern sind die Konsequenzen nicht doch nicht in der scharfsinnigen Weise, wie der Verfasser dies tut.

DER SOZIALE GEHALT DER MARXSCHEN WERTTHEORIE

VON

FRANZ PETRY
DOKTOR DER STAATSWISSENSCHAFTEN

JENA
VERLAG VON GUSTAV FISCHER
1916

HB
201
M3P4

Alle Rechte vorbehalten.

Zum Gedächtnis an Franz Petry.

Dem Verfasser vorliegender Schrift, Dr. Franz Petry, ist es nicht mehr vergönnt, das Erscheinen seines Buches zu erleben. — Nachdem Petry im Mai 1914 promoviert hatte, eilte er bei Kriegsausbruch zu den Waffen, mußte aber bald wegen schwerer Erkrankung den Dienst wieder verlassen und mehrere Monate hindurch einen Aufenthalt in Meran und Abbazia nehmen. Als er mich nach seiner Heilung im Juni dieses Jahres hier besuchte, teilte er mir mit, daß er vom 1. Juli ab noch einige Zeit hindurch in seiner Vaterstadt Frankfurt a./M. militärisch ausgebildet werde, dann aber bald an die Front zu kommen hoffe. Meinem Rate, diese Ausbildungszeit zur Drucklegung und Korrektur seiner Doktorarbeit zu benutzen, folgte er, schrieb mir aber am 20. August, daß er den Befehl erhalten habe, sich in Zossen bei einer Batterie zu melden und aus diesem Grunde die endgültige Fertigstellung und Herausgabe seiner Schrift nicht persönlich ermöglichen könne. Er bat mich, die letzten Formalitäten nach Beendigung der Korrektur für ihn zu erledigen. Da traf Anfang November hier die erschütternde Nachricht ein, daß Franz Petry am 29. September auf dem Marsche zur Front im Lazarett in Wilna gestorben sei. — Es ist für mich eine tief schmerzliche Pflicht, die Aufgabe, die ich dem Lebenden gegenüber so gern erfüllt hätte, für den Dahingeschiedenen zu übernehmen. Ich habe die letzten Korrekturen der Bogen, die noch nicht im Reindruck erschienen waren, erledigt. An dieser Stelle will ich versuchen, ein kurzes Bild des Lebens und Entwicklungsganges des jungen Gelehrten zu geben.

Franz Petry wurde am 17. Mai 1889 in Frankfurt a./M. geboren. Er besuchte dort das Realgymnasium Musterschule, wobei er besondere Begabung für Mathematik und Naturwissenschaften bewies. Nach Ablegung der Reifeprüfung, Ostern 1907, trat er mehr dem Wunsche des Vaters als eigener Neigung folgend in das väterliche Geschäft ein, um sich dem Kaufmannsstande zu widmen. Neben seiner kaufmännischen Tätigkeit trieb er zugleich juristische und nationalökonomische Studien an der Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften. Ostern 1908 siedelte er nach

Berlin über, um in einem Warengeschäft seine kaufmännische Ausbildung zu vollenden. Die praktische Tätigkeit befriedigte ihn immer weniger, und so entschloß er sich, im Sommersemester 1909 seine Studien an der Berliner Universität fortzusetzen, wobei er neben nationalökonomischen auch philosophische Vorlesungen hörte. Im Herbst des Jahres 1909 kam er nach Freiburg. Er hatte inzwischen die Absicht, Kaufmann zu werden, aufgegeben und widmete sich mit vollem Eifer den juristischen und nationalökonomischen Studien; bald aber erwählte er die Nationalökonomie zu seinem Hauptfache. Von Ostern 1911 bis Ostern 1912 studierte er wiederum in Berlin, im Sommer und Herbst desselben Jahres hielt er sich mehrere Monate in England auf, zuerst in Oxford, dann in London, wo er die Schätze des Britischen Museums zu seinen Studien über die klassische Ökonomie benutzte. Von Ostern 1912 ab studierte er wieder in Freiburg bis zu seiner Promotion, die am 27. Mai 1914 summa cum laude erfolgte.

Die äußeren Daten lassen nicht erkennen, welch reiches wissenschaftliches Leben sich in dieser Spanne Zeit entfaltet hat; nur wer Petry näher stand, wußte, mit welchem Idealismus, mit welch tiefbohrender Gründlichkeit und Gediegenheit er seine Studien auffaßte. Stets nahmen neben seinem Hauptfach philosophische Probleme sein Interesse in Anspruch. Seine philosophischen Studien hatte er in Berlin bei Riehl begonnen und in Freiburg bei Rickert fortgesetzt. Die deutsche idealistische Philosophie zog ihn am meisten an, er vertiefte sich aber auch in die modernsten philosophischen Systeme. — Innige Freundschaft verband ihn mit Schönitz, mit dem er zusammen in Berlin und Freiburg studierte, und der nach ungewöhnlichem Erfolg in der akademischen Laufbahn schon im Frühjahr dieses Jahres uns durch den Tod entrissen wurde. Schönitz und Petry wurden bald die „Führenden“ im Kreise der jungen Nationalökonomen, die sich an der Freiburger Universität zusammenfanden und in Seminar, Proseminar und Übungen ihren Studien oblagen, beide erfüllt von dem Streben, der Wissenschaft nur um ihrer selbst willen zu dienen und ganz in ihr aufzugehen. Wie ernst und tief Petry sein Studium auffaßte, dafür legt das vorliegende Buch Zeugnis ab. Nur wer gründlich die Probleme erfaßt hatte, welche die klassische Ökonomie und der wissenschaftliche Sozialismus uns gestellt haben, und zugleich erkenntnistheoretisch geschult war, konnte eine Schrift verfassen wie die vorliegende über den sozialen Gehalt der Marxschen Werttheorie. So viel schon über Marx geschrieben wurde,

Petry ist es gelungen, dem von ihm behandelten Problem noch neue Seiten abzugewinnen. Auch wer mit der Lösung, die Petry gibt, nicht einverstanden ist, wird die Schärfe und Klarheit der Gedankenführung bewundern. — Ferne auf russischer Erde ist das Soldatengrab unseres jungen trefflichen Gelehrten. Viele Früchte seines Scharfsinnes und seines Fleißes hätten wir von diesem hochbegabten Manne noch zu erwarten gehabt. Furchtbare Tragik des Krieges, der uns solche Menschen zu einem Zeitpunkt nimmt, wo sie erst den Aufstieg zu ihren eigentlichen Leistungen nehmen wollten. In der Bewertung der Größe des Verlustes weiß ich mich einig mit meinen Freiburger Kollegen und mit dem ganzen Kreise seiner Studiengenossen, die ihm nahe standen und die auch das Menschliche an ihm, sein stets hilfbereites, vornehmes, bescheidenes Wesen so hoch geschätzt haben. Möchte seine edle Persönlichkeit für viele Jünger der Wissenschaft ein Ansporn und Vorbild sein zu idealer Erfassung ihrer Lebensaufgaben.

Freiburg i. Br., im November 1915.

Karl Diehl.

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dersozialegehalt00petr

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung: **Methodischer Dualismus des Marxismus** 1
Verhältnis von Marx zur klassischen Schule und zur Vulgärökonomie.

I. Kapitel: **Das qualitative Wertproblem** 7

1. Das gesellschaftliche Produktionsverhältnis 7
   a) formal.
   b) materiell.
2. Gesellschaftliche Produktionsverhältnisse und Rechtsverhältnisse 10
   a) Marx und Stammler.
   b) Produktionsverhältnisse und Rechtsverhältnisse.
   c) Produktionsverhältnisse und Rechtsverhältnisse in der materialistischen Geschichtsauffassung.
3. Arbeitsbeziehungen als gesellschaftliche Produktionsverhältnisse 15
   a) qualitatives und quantitatives Wertproblem.
   b) der Gebrauchswert nicht geeignet, gesellschaftliche Produktionsverhältnisse darzustellen.
   c) die Arbeit als Mittel der Analyse gesellschaftlicher Produktionsverhältnisse.
   d) Fetischismus.
4. Begriff der abstrakt-allgemeinen Arbeit 21
   a) abstrakt-allgemeine Arbeit.
   b) gleiche Arbeit.
   c) einfache und komplizierte Arbeit.
   d) gesellschaftlich-notwendige Arbeit.
5. Allgemeiner Charakter der Marxschen Werttheorie . . . 27
   a) der „Wert" keine Beziehung zum Austauschverhältnis.
   b) die Arbeit als „Substanz" des Wertes.
   c) die Marxsche Werttheorie eine soziale Verteilungstheorie.
6. Verhältnis von Marx zu Ricardo 33

II. Kapitel: **Das quantitative Wertproblem** 38
7. „Realisation“ des Wertes 38
8. Die Konkurrenz im Marxschen System 41
a) der „innere“ Zusammenhang.
b) der „Schein“ der Konkurrenz.
9. Verhältnis von Bd. I zu Bd. III des Kapitals 45
a) wirkliche Rolle der Konkurrenz, demonstriert an der Theorie des relativen Mehrwerts.
b) Im III. Bd. nicht „Wertgesetz“, sondern „Wertbetrachtung“.
10. Die gesellschaftlich-notwendige Arbeit 51
11. Marxsche Wertlehre und Grenznutzentheorie 52
a) das Unterscheidende der „gesellschaftliche“ Standpunkt.
b) worin dieser gesellschaftliche Standpunkt nicht besteht.
c) Marx' Gesellschaftsbegriff formaler Natur.
Schlußwort und Anhang:
12. Die Geldlehre von Marx 60

Einleitung.

Daß die ökonomische Theorie von Marx bei der Gewinnung ihrer Ergebnisse eine eigen geartete Methode verfolge, hat Marx in der Betonung seines Gegensatzes sowohl gegenüber der klassischen Schule als auch der von ihm als „Vulgärökonomie" bezeichneten Richtung ausdrücklich hervorgehoben. Schwieriger ist es aber nun, diese Methode selbst klar zu charakterisieren, denn Marx' positivistisch gerichteter Sinn ließ ihn allen präliminierenden methodologischen und erkenntnistheoretischen Ausführungen abhold sein; er verwob sie in den Stoff selbst, aus dem wir sie nun herausarbeiten müssen. Der einzige Aufsatz, in welchem Marx ex professo von methodischen Dingen sprechen wollte, die 1903 von Kautsky veröffentlichte „Einleitung zu einer Kritik der politischen Ökonomie" ist Fragment geblieben. Daß eine eigen geartete Methode besteht, vor deren klaren Erfassung eine kritische Auseinandersetzung mit der Marxschen Wertlehre nicht möglich ist, die an sich aber auch nicht offen zutage liegt, geht aus Engels Worten hervor, der schrieb: „Die Herausarbeitung der Methode, die Marx' Kritik der politischen Ökonomie zugrunde liegt, halten wir für ein Resultat, das an Bedeutung kaum der materialistischen Grundanschauung nachsteht."

Aber große Schwierigkeiten bieten sich einem Versuche dar, die methodischen Grundgedanken, die Marxens Ökonomie beherrschen, zum Bewußtsein zu bringen. Denn der Marxismus beansprucht ja nicht nur eine wissenschaftliche Erfassung des Wirtschaftslebens, sondern eine umfassende Geschichtsphilosophie zu geben, eine Universalwissenschaft vom gesellschaftlichen Leben der Menschen, die nicht nur in das Dunkel vergangener Zeiten hineinleuchtet, sondern uns auch die Zukunft erhellt und damit Wegweiser praktischen Handelns wird. Indem die Marxsche Ökonomie ein integrierendes Glied dieses umfassenden Gedankenbaues darstellt, nimmt sie teil an allen jenen Unklarheiten, Vieldeutigkeiten

und Widersprüchen seiner Gesamtauffassung, die zu der verwirrenden Mannigfaltigkeit von Auffassungsweisen und Interpretationsversuchen geführt haben. Der große Widerspruch, der das Marxsche System beherrscht und eine einheitliche Auffassung letzthin unmöglich macht, ist jene unnatürliche Verbindung idealistischer, auf der Nachwirkung der Hegelschen Geistesphilosophie beruhender Denkmotive mit den materialistischen und naturwissenschaftlichen Denkabsichten, wie sie sich ihm weniger durch den reinen Erkenntniswillen als vielmehr durch politische und agitatorische Gründe aufdrängten. Plenge hat in seinem Buche über „Marx und Hegel" gezeigt, wie sich die ganze Abwendung Marxens von Hegel zum Kommunismus und Materialismus nur sehr oberflächlich vollzogen hat und daher in fast allen Lehren Marxens, in dem Aufbau seiner Geschichtsphilosophie, in dem monistischen Charakter seiner Ethik die Nachwirkung Hegelscher Gedanken eine so nachhaltige ist, daß man das Hervorkehren materialistischer Grundanschauungen und angeblich naturwissenschaftlich orientierter Forschungsmethoden nur als äußerliche Aufmachung anzusehen hat, die mehr die Terminologie und die äußere Form, als den sachlichen Inhalt seiner Lehre beeinflussen konnte. Dieser methodische Dualismus erstreckt sich auch auf Marxens Ökonomie; es ist keine einheitliche Methode, die er verfolgt, vielmehr kämpft auch hier in seiner Werttheorie eine als Fortführung Ricardischer Gedanken aufgenommene naturwissenschaftliche Auffassungsweise, die nur anf eine kausale, naturgesetzliche Erklärung der Wert- und Preiserscheinungen ausgeht mit einer im Gegensatz zu Ricardo stehenden kulturwissenschaftlichen Tendenz, die Wert- und Preiserscheinungen auf ihren sozialen Gehalt hin zu analysieren, eine „gesellschaftliche" Betrachtungsweise einzuführen. Auf diesem Dualismus beruht die Vieldeutigkeit und die große Problematik der Marxschen Werttheorie, aber auch ihr eigentümlicher Reiz, der in der weiten Perspektive und scheinbaren Fruchtbarkeit einer zwei heterogene Aufgaben mit einem Schlage lösenden Theorie besteht. Während nun in den allgemeinen Lehren von Marx, in seiner Geschichtsphilosophie der materialistisch-naturalistische Gehalt nach dem subjektiven Wollen Marxens dominiert und dem kulturwissenschaftlichen Inhalt nur eine unbewußt wirkende Rolle zuteilt, sehen wir das gerade umgekehrte Schauspiel in Marxens Ökonomie. Zwar soll nach der Vorrede des Kapitals sein Inhalt in der Darlegung der „Naturgesetze der kapitalistischen Produktion", „der Bewegungsgesetze der modernen Gesellschaft", die nach Analogie des Natur-

prozesse beobachtenden Physikers gewonnen sind, bestehen; aber gerade im „Kapital“ sehen wir Marx in ständiger Polemik und Kritik der naturwissenschaftlichen Methoden seiner Vorgänger, denen er seine historische und gesellschaftliche Betrachtungsweise gegenüberzustellen sucht. Hier in der Werttheorie ist daher der Anteil der kulturwissenschaftlichen Motive ein weit bewußterer und damit deutlicherer als in den übrigen Lehren von Marx. Dennoch müssen wir aber, wenn wir es jetzt als Aufgabe der folgenden Ausführungen betrachten, diesen kulturwissenschaftlichen Gehalt als das Eigenartige von Marxens Werttheorie herauszustellen eine künstliche, ja etwas gewaltsame Abstraktion vornehmen, um ihn aus der Verfilzung mit jenem anderen von Ricardo auf Marx übergegangenen Gedankensträngen loszulösen. Die eigentümliche Unklarheit der Marxschen Begriffe, ihre schillernde Vieldeutigkeit, die auf dem nicht zum Bewußtsein gekommenen methodischen Dualismus beruht, macht eine solche ideal-typisierende, vielleicht willkürlich erscheinende Interpretation erforderlich. Wir wollen versuchen, ob es auf diesem Wege möglich ist, der Marxschen Werttheorie eine neue Seite abzugewinnen, die auch für die heutige Problemstellung noch von Intersse ist. Das ist die erste Beschränkung unseres Themas.

Doch ist noch eine weitere Beschränkung notwendig, die wir am besten darlegen, indem wir uns kurz dem Verhältnis Marxens zu seinen nationalökonomischen Vorgängern zuwenden.

Als die Marxsche Methode am klarsten bezeichnend hat man bisher meist den Gegensatz zur klassischen Nationalökonomie hervorgehoben, die Marx selbst charakterisiert hat als alle Ökonomie seit Petty umfassend, die den inneren Zusammenhang der bürgerlichen Produktionsverhältnisse erforscht und in Ricardo ihren krönenden Abschluß gefunden habe. Fühlt sich Marx darin mit der klasssischen Nationalökonomie eins und nur als ihr Fortsetzer, daß auch er gegenüber dem „äußeren Schein der Konkurrenz“ den „inneren Zusammenhang“ mit Hilfe der Arbeitswerttheorie zu erforschen sucht, so stellt er sich doch in einer anderen Beziehung in schroffen Gegensatz zu den Klassikern: jene haben ihre Kategorien als ewige Naturformen der menschlichen Wirtschaft angesehen, während sie in Wahrheit nur historisch bedingte, einer bestimmten historischen Entwicklungsstufe der Wirtschaftsentwicklung eigene Formen darstellen.

Dieser Standpunkt Marxens, welcher den individuellen, von dem wechselnden Stand der sozialen Organisation abhängigen

Charakter der geschichtlichen Wirtschaftseinrichtungen betont, ist nun zwar für die Art der Begriffsbildung Marxens von großer Wichtigkeit, aber er erschöpft weder ganz sein methodisches Vorgehen, noch ist er für ihn allein typisch. Eine solche Auffassung mußte vielmehr, wie Hammacher[1]) ausführt, allen sozialistischen Schriftstellern mehr oder weniger zu eigen sein, denn ihre Kritik der bestehenden Wirtschaftseinrichtungen mußte mit der Vorstellung von deren nur relativem, wandelbarem Charakter verbunden sein. Rodbertus hat ihn vertreten und mehr an ihn als an Marx haben Wagner und Dietzel mit ihrer Scheidung von ökonomisch-technischen und historisch-rechtlichen Kategorien angeknüpft, die heute Gemeingut der Wissenschaft geworden ist.

Ein viel wichtigeres Moment der Methode Marxens, das über dem oben angeführten Gegensatz zur klassischen Schule leicht übersehen wird, ergibt sich aber nun aus seinem Verhältnis zur „Vulgärökonomie". Marx versteht darunter jene Schriftsteller, die mit Say beginnend und dann besonders aus der Kritik und Auflösung der Ricardoschen Schule hervorgehend auf die Arbeitswerttheorie verzichten und sich mit einer Systematisierung der Erscheinungen der kapitalistischen Konkurrenz begnügen. Sie setzen den Preis aus den Bestandteilen Zins, Lohn und Rente zusammen, die sie selbst wieder nach der von Marx viel verspotteten „trinitarischen" Formel als Früchte der Anwendung der drei Produktionselemente Boden, Arbeit und Kapital nach seiner stofflichen Substanz als Maschinerie, Rohstoff usw., zu begreifen suchen. „In der Formel: Kapital — Zins, Erde — Bodenrente, Arbeit — Arbeitslohn erscheinen Kapital, Erde und Arbeit resp. als Quellen von Zins, Grundrente und Arbeitslohn als ihren Produkten, Früchten; sie der Grund, jene die Folge, sie die Ursache, jene die Wirkung; und zwar so, daß jede einzelne Quelle auf ihr Produkt als das von ihr Abgestoßene und Produzierte bezogen ist"[2]). In jener Auffassung erscheinen daher Zins, Arbeitslohn und Rente als Ergebnisse eines natürlichen Prozesses, als technische Überschüsse, die ihrer Natur nach ebenso verschieden sind, wie die zugrundeliegenden technischen Produktionsfaktoren. Diese werden daher nicht nach ihrer gesellschaftlichen Formbestimmtheit, sondern nach ihrer Funktion im natürlichen Arbeitsprozeß erfaßt. „Kapital zu sein, erscheint als natürliche Form der Arbeitsmittel, und daher als rein dinglicher und aus ihrer Funktion im Arbeitsprozeß überhaupt

1) Das philosophisch-ökonomische System des Marxismus, S. 421.

2) Marx, Kapital, III, 2, S. 351.

entspringender Charakter, Kapital und produziertes Produktionsmittel werden so identische Ausdrücke, ebenso werden Erdboden und Privateigentum, monopolisierter Erdboden, identische Ausdrücke. Die Arbeitsmittel als solche, die von Natur Kapital sind, werden zur Quelle des Profits, wie die Erde als solche zur Quelle der Rente“[1]).

Gegenüber diesem äußerlichen Zusammenhang, nach welchem die Revenüen in physiokratischer Weise als substantielle Überschüsse eines zugrundeliegenden technischen Produktionsprozesses angesehen werden, somit über die Betrachtung kausaler Zusammenhänge in einer Welt von Dingen nicht hinausgegangen ist, macht nun Marx seinen „gesellschaftlichen“ Standpunkt geltend. Wichtiger noch als der oben besprochene Gegensatz, daß die Kategorien der politischen Ökonomie historische sein sollen, ist der hier geforderte, daß sie soziale sein sollen, in ihnen nicht Verhältnisse und Beziehungen zwischen Dingen, sonden zwischen Menschen, gesellschaftliche Verhältnisse zum Ausdruck kommen sollen. Es ist diese Versachlichung gesellschaftlicher Verhältnisse, welche den wirtschaftlichen Lebensprozeß der Menschen zu einem natürlichen Sachenzusammenhang verdinglicht, anstatt in ihm soziale Verhältnisse, Beziehungen von Menschen zueinander, zu sehen, die Marx mit der Forderung sozialer Kategorien zu überwinden sucht.

Diese Forderung „sozialer“ Kategorien hängt zwar zusammen, ist aber keineswegs identisch mit der oben hervorgehobenen nach Begriffen historischen Inhalts. Es ist wichtig, das zu betonen, denn die heutige Auffassung setzt „sozial“ und „historisch-rechtlich“ synonym und damit in Gegensatz zu den „natürlichen“ Kategorien; infolgedessen hat man auch bei der Interpretation von Marx das historische Element nicht von dem sozialen getrennt. Das letztere bedeutet aber für Marx, wie sich später noch genauer ergeben wird, nicht ein objektives Merkmal einer bestimmten Klasse von Gegenständen, sondern einen bestimmten methodischen Ausgangspunkt für die Sozialwissenschaft überhaupt. Insofern auch die „natürlichen“ Kategorien sozialwissenschaftliche Begriffe sind, müssen auch sie den Bedingungen „soziale“ zu sein, genügen. Wie Marx dieses Verhältnis auffaßte, geht aus folgender Stelle hervor: „Wenn also von Produktion die Rede ist, ist immer die Rede von Produktion auf einer bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungsstufe — von der Produktion gesellschaftlicher Individuen.

---

1) Marx, Kapital, III, 2, S. 360.

Es könnte daher scheinen, daß, um überhaupt von der Produktion zu sprechen, wir entweder den geschichtlichen Entwicklungsprozeß in seinen verschiedenen Phasen verfolgen müssen, oder von vornherein erklären, daß wir es mit einer bestimmten historischen Epoche zu tun haben —. Allein alle Epochen der Produktion haben gewisse Merkmale gemein, gemeinsame Bestimmungen. Die Produktion im allgemeinen ist eine Abstraktion, aber eine verständige Abstraktion, sofern sie wirklich das Gemeinsame hervorhebt . . ."[1]).

In dem „gesellschaftlichen" Standpunkte, in dem Marx sich als Vollender der klassischen Theorie fühlt und den er besonders in Polemik gegen die „Vulgärökonomie" ausgebildet hat, kommt aber nun ein ganz neuer Gesichtspunkt in die ökonomische Theorie, der u. E. auch bei den Klassikern keineswegs entwickelt war. Der Wertbegriff bekommt dadurch bei Marx, insoweit er im Dienste dieser Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse steht, eine ganz andere Bedeutung. Hier haben wir nun die weitere Begrenzung unseres Themas: nur dieser spezielle Punkt, was jener Grundstandpunkt Marxens, daß die Kategorien der politischen Ökonomie Ausdrücke gesellschaftlicher Verhältnisse sein sollen, bedeuten kann, und wie dieser Standpunkt seine Werttheorie beeinflußt, soll hier behandelt werden. Nicht die ganze Werttheorie Marxens soll zur Darstellung kommen, sondern wir greifen nur einzelne Elemente heraus, deren gesonderte Darstellung in einem einheitlichen Gedankenzusammenhang, keine getreue Kopie der Marxschen Werttheorie, sondern nur die Herausstellung eines Einzelzuges sein will, der in dem Gesamtbild leicht zurücktritt oder übersehen wird.

---

1) Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie, IV. — Vgl. auch Kapital, I, S. 131/32.

I. KAPITEL:

Das qualitative Wertproblem.

1.

Marxens Forderung, daß die Kategorien der ökonomischen Theorie Ausdrücke gesellschaftlicher Verhältnisse sein sollen, hat den Begriff der Gesellschaft zur Voraussetzung; was versteht nun Marx in diesem Zusammenhang unter Gesellschaft? „In der Produktion wirken die Menschen nicht allein auf die Natur, sondern auch aufeinander; sie produzieren nur, indem sie auf eine bestimmte Weise zusammenwirken und ihre Tätigkeiten gegeneinander austauschen. Um zu produzieren, treten sie in bestimmte Beziehungen und Verhältnisse zueinander, und nur innerhalb dieser gesellschaftlichen Beziehungen und Verhältnisse findet die Produktion statt..... Die Produktionsverhältnisse in ihrer Gesamtheit bilden das, was man gesellschaftliche Verhältnisse, die Gesellschaft nennt — — —"[1]. Wir stoßen somit hier auf den grundlegenden Begriff des gesellschaftlichen Produktionsverhältnisses. Bei seiner Erörterung beschränken wir uns wieder, indem wir den Zusammenhang, welcher diesen Begriff in den Mittelpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung stellt, die Produktionsverhältnisse einerseits als bedingt durch die Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit, dieselben andererseits als letzte bedingende Ursache des geschichtlichen Lebens erscheinen läßt, ganz außer acht lassen. Hier soll nur erörtert werden, was im Begriff des gesellschaftlichen Produktionsverhältnisses liegt und welches der Zusammenhang mit dem Wertbegriffe ist.

Zunächst in formaler Beziehung sind gesellschaftliche Produktionsverhältnisse Beziehungen zwischen Menschen, die sich auf ihre Mitmenschen nicht als Objekte, sondern als freie zwecksetzende Subjekte beziehen. Es sind somit keine real-kausale Beziehungen

1) Marx, Lohnarbeit und Kapital, S. 25.

zwischen Dingen, oder den Menschen als Objekten der Außenwelt, die sich in einem gesellschaftlichen Produktionsverhältnis darstellen, sondern eine ideelle Beziehung zwischen den als Subjekte aufgefaßten Menschen, eine gewisse gegenseitige Beschränkung und Beziehung der freien Tätigkeitssphären zu einander. Das gesellschaftliche Produktionsverhältnis ist in formaler Beziehung nach dem Typus eines Rechtsverhältnisses, und nicht eines realen Abhängigkeitsverhältnisses zu denken. In diesem Ausgangspunkt, welcher den Menschen als Subjekt auffaßt (was sich sehr wohl mit der Annahme durchgängig kausaler Gebundenheit des empirischen Menschen verträgt) und ihn damit aus dem Kreise sämtlicher Objekte der Außenwelt heraushebt, liegt die Wurzel jenes „anthropozentrischen Vorurteils“ [1]), daß der Mensch und die menschliche Arbeitsleistung gegenüber allen anderen Produktionsmitteln etwas ganz Eigenartiges sei; was weiter entwickelt zu dem Satze von Marx führt, daß für die gesellschaftliche Analyse allein die menschliche Arbeit Quelle des Wertes sei, während für einen naturwissenschaftlich-technischen Standpunkt der Satz von Petty gelte: „daß die Arbeit der Vater und die Erde die Mutter des Reichtums ist.“

Was versteht nun Marx materiell unter „gesellschaftlichem Produktionsverhältnis“? Es ist wichtig, sich hier den Unterschied gegenüber dem rein technischen Produktionsprozeß, dem Arbeitsprozeß, klarzumachen. Der Arbeitsprozeß erschöpft sich in den Momenten: 1. der zweckmäßigen Tätigkeit, der Arbeit selbst, 2. dem Arbeitsgegenstand und 3. dem Arbeitsmittel. Die gegenständlichen Bedingungen der Produktion, die Rohstoffe, Hilfsstoffe, Werkzeuge, kurz die Produktionsmittel spielen hier eine rein technische Rolle. Aber auch die Betrachtung eines Zusammenwirkens von Menschen im Arbeitsprozeß, sei es als einfache Kooperation oder Arbeitszerlegung, hält sich rein im Reiche des Technischen. Die Verhältnisse der Teilarbeiter zueinander, welche sich als integrierende Teile einen kompliziert gegliederten Gesamtorganismus darstellen, sind noch keine gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse. Der Blickpunkt, durch welchen wir den Produktionsprozeß als gesellschaftlichen Prozeß erfassen, wird daher nicht durch die Beziehungen gebildet, die die einzelnen aufeinander anweisen als zusammenwirkende Teilarbeiter für ein Ganzes, als gebrauchswertiges Produkt; es war dies die Art, wie etwa Adam

1) Marianne Weber, Fichtes Sozialismus und die Marxsche Doktrin, S. 80.

Smith die Teilung der Arbeit erfaßte, und dem daher konsequenterweise die Teilung der Arbeit innerhalb der Gesellschaft zusammenfiel mit der Teilung der Arbeit innerhalb der Werkstatt, letztere nur ein Mikrokosmus der ersteren war. In seiner gesellschaftlichen Bedeutung erfassen wir erst den arbeitsteiligen Produktionsprozeß, wenn wir die mit der technischen Differenzierung Hand in Hand gehende reale, rechtliche Gliederung betrachten: die Distribution der gegenständlichen Bedingungen der Produktion, wie Produktionsmittel, Erde, unter die Mitglieder der Gesellschaft und die daraus fließenden besonderen gesellschaftlichen Funktionen der einzelnen Produktionsagenten. Die Arbeit, die Produktionsmittel und der Boden erscheinen so nicht nach ihrer Rolle, die sie im technischen Arbeitsprozeß spielen, sondern nach ihrer gesellschaftlichen Bedeutung als verteilt zu ausschließlichem Besitz unter bestimmte Gesellschaftsklassen als Lohnarbeit, Kapital und Grundeigentum und damit als Grundlage einer bestimmten sozialen Gliederung der Produktion. Hier haben wir nun die Grundlage zur Bestimmung des Begriffs: gesellschaftliches Produktionsverhältnis: es ist das eigentümliche soziale Verhältnis, das zwischen den am arbeitsteiligen Produktionsprozeß beteiligten Menschen durch die reale rechtliche Verteilung der technischen Bedingungen des Arbeitsprozesses besteht.

Betrachten wir die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse in der Ruhe, so enthalten sie nur eine bestimmte Eigentumsverteilung in bezug auf die gegenständlichen Bedingungen der Produktion. Aber es ist eine Eigentümlichkeit der Marxschen Betrachtungsweise, die Eigenarten der ökonomischen Kategorien aus dem Flusse und der Bewegung des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses abzuleiten [1]). Daher entsprechen den Produktionsverhältnissen bestimmte Verteilungsverhältnisse, ja diese stellen nur eine Kehrseite der Produktionsverhältnisse dar. „Die sogenannten Verteilungsverhältnisse entsprechen ... und entspringen aus historisch bestimmten, spezifisch gesellschaftlichen Formen des Produktionsprozesses und der Verhältnisse, welche die Menschen im Reproduktionsprozeß ihres Lebens untereinander eingehen. Der historische Charakter dieser Verteilungsverhältnisse ist der historische Charakter der Produktionsverhältnisse, wovon sie nur eine Seite ausdrücken" [2]); sind so die Verteilungsverhältnisse in den Produktionsverhältnissen befaßt, so stellen sie sogar deren wichtigstes und charakterisierendes

1) Kautsky, Neue Zeit, IV, 1886, S. 50.

2) Marx, Kapital, III, 2, S. 420.

Moment dar. Die Art und Weise, wie sich die Menschen in der Produktion aufeinander beziehen, drückt sich aus in der Art und Weise, wie sie das Produkt verteilen. „Ricardo", sagt Marx, „dem es darum zu tun war, die moderne Produktion in ihrer bestimmten sozialen Gliederung aufzufassen, und der der Ökonom der Produktion par excellence ist, erklärt eben deswegen nicht die Produktion, sondern die Distribution für das eigentliche Thema der modernen Ökonomie."

Wir fassen zusammen: Marx will, daß die Kategorien der politischen Ökonomie theoretische Ausdrücke gesellschaftlicher Produktionsverhältnisse darstellen. Gesellschaftliche Produktionsverhältnisse sind aber Verhältnisse zwischen den Menschen als Subjekten, die Art und Weise wie die Menschen sich im arbeitsteiligen Produktionsprozeß als Rechtssubjekte aufeinander beziehen, die Sphären ihrer freien Tätigkeit gegenseitig eingeschränkt und bedingt sind; diese ideellen Beziehungen innerhalb der Produktion umschließen und erhalten ihren bestimmtesten Ausdruck in den Distributionsverhältnissen, die nur die Produktionsverhältnisse „sub alia specie" darstellen[1]).

2.

Die Analyse der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse scheint nun im wesentlichen auf eine Analyse der bestehenden, das Wirtschaftsleben regelnden Rechtsverhältnisse hinauszulaufen. Wir hätten nur die tatsächlich vorhandenen Gesetze, Gewohnheitsrechte und sonstigen Rechtsnormen, die in einer bestimmten Zeitepoche das wirtschaftliche Leben regeln, zu registrieren, um die Art der sozialen Organisation, das Wesen der Produktionsgemeinschaft zu durchschauen. Wäre dieses die Ansicht von Marx, so würde er nicht viel von Stammlers Postulaten abweichen, wonach alle soziale Betrachtung unter der Bedingung der Form der äußeren Regelung stehen muß. Der sozialen Forschung bliebe dann in der Tat nichts mehr übrig, als eine klassifizierende und numerisch-statistische Behandluug der „ökonomischen Phänomene", wie sie Stammler in seiner Systematik der sozialwirtschaftlichen Erscheinungen skizziert hat[2]).

1) Marx, Kapital, III, 2, S. 55.
2) Stammler, Wirtschaft und Recht, S. 252 ff.

Aber weit entfernt davon, hinter diesen Forderungen Stammlers zurückzubleiben, oder doch, wie Stammler Marx zum Vorwurf macht, nur auf halbem Wege stehen geblieben zu sein, geht Marx tatsächlich über Stammler weit hinaus. Es gehört zu einer der wesentlichsten Einsichten von Marx, auf der seine ganze soziale Analyse des kapitalistischen Produktionsprozesses beruht, daß Rechtsverhältnisse und Produktionsverhältnisse nicht identisch sind, die soziale Analyse daher unter den lediglich formalen Rechtsbeziehungen eine tiefergelegene Schicht sozialer Verhältnisbeziehungen herauszulösen hat. In diesem Sinne schrieb Marx gegen Proudhon: „Das, worum es sich für Proudhon eigentlich handelte, war das bestehende, modern bürgerliche Eigentum. Auf die Frage, was dieses sei, konnte nur geantwortet werden durch eine kritische Analyse der politischen Ökonomie, die das ganze jener Eigentumsverhältnisse, nicht in ihrem juristischen Ausdruck als Willensverhältnisse, sondern in ihrer realen Gestalt, d. h. als Produktionsverhältnisse umfaßt“ [1]).

Das war nicht immer so. Marx exemplifiziert den Gegensatz an anderen historischen Gesellschaftsorganisationen: an den primitiven kommunistischen Gemeinwesen, an den persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen des Mittelalters sowie an einem in der Phantasie vorgestellten „Verein freier Menschen, die mit gemeinschaftlichen Produktionsmitteln arbeiten und ihre individuellen Arbeiten selbstbewußt als eine gesellschaftliche Arbeitskraft“ verausgaben. Das, was alle diese Gesellschaftsorganisationen, bei aller sonstigen Verschiedenartigkeit untereinander, vor der bürgerlichen, warenproduzierenden Gesellschaft auszeichnet, ist, daß hier die Beziehungen der Menschen im Produktionsprozeß zueinander, die Abgrenzung ihrer Tätigkeitssphären, die Verhältnisse der Über- und Unterordnung, wie sie in der Teilnahme an den Ergebnissen der Produktion, der Distribution, erscheinen, als bewußt geregelte sich darstellen. Die soziale Stellung der einzelnen in der Produktion hat hier in der Rechtssatzung einen unmittelbaren Ausdruck gefunden. Produktionsverhältnisse und Rechtsverhältnisse fallen unmittelbar zusammen. — Anders in der warenproduzierenden „bürgerlichen“ Gesellschaft. Mit der französischen Revolution und ihren Nachwirkungen waren alle jene komplizierten Rechtsgebilde beseitigt worden, welche das Wirtschaftsleben in der feudalen Produktionsweise bis ins einzelne hinein beherrschten. Die grundlegenden Rechtsinstitute, auf welchen sich die Organisation der neuen bürger-

1) Marx, Elend der Philosophie, S. 26.

lichen Gesellschaft aufbaute, wurden das Privateigentum und die es ergänzende persönliche Freiheit. Damit war aber jede direkte Regelung des sozialen Zusammenlebens der Menschen aufgehoben, an die Stelle rechtlich fixierter, bis ins einzelnste eingreifender Ordnung trat eine indirekte Regelung, nach Stammlers trefflichem Ausdruck, eine Regelung „am langen Seile"; die gesellschaftliche Organisation wurde zerschlagen in eine Unzahl von Atomen, nach ihren eigenen Interessen agierender, privater Einzelwillen, die die Verbindung unter sich nicht nach einem apriori festgelegten Plane, sondern durch private, den eigenen Interessen dienenden Tauschberedungen und Verträge herstellen. Das lediglich formale, den weiten Rahmen abgrenzende Rechtsprinzip von Freiheit und Privateigentum erfüllt sich erst mit konkretem Inhalt durch die Art und Weise, wie die persönlichen Interessen der einzelnen darauf reagieren. In diesem unorganischen Charakter der Rechtsordnung ist nun die Lücke zu suchen, die auszufüllen Marx als den besonderen Aufgabenkreis der theoretischen politischen Ökonomie als einer Gesellschaftswissenschaft abzugrenzen suchte.

Die lediglich abstrakten, kein Prinzip positiver Ordnung enthaltenden Rechtsprinzipien von Privateigentum und persönlicher Freiheit, werden ergänzt durch die positive Ausgestaltung, welche die privaten, von ihren wechselnden Interessen beherrschten Einzelwillen durch eine Fülle von Vertragsbeziehungen ihnen geben. Insofern diese privaten Tauschberedungen, die sich in den verschiedensten rechtlichen Vertragsformen vollziehen, als Anwendungsfälle der allgemeinen Rechtsnormen des Privateigentums und der persönlichen Freiheit betrachtet werden, erscheinen sie als juristische Willensverhältnisse, als Rechtsverhältnisse; es ist in dieser Weise, daß Stammler für jede soziale Betrachtung eine Betrachtung der Erscheinung als einer äußerlich geregelten verlangt. Aber diese Betrachtungsweise ist lediglich formal, sie erschöpft nicht die Erscheinung als rechtliche im weiteren Sinne des Wortes[1]). Vielmehr ist durch das faktische Spiel der Einzelinteressen im Rahmen der negativen, abstrakten Rechtsordnung eine positive Regelung

---

1) Man vgl. die Kritik von Spann (Wirtschaft und Gesellschaft, S. 153 ff.) gegen Stammler: „ . . . Stets liegen innerhalb des weiten Spielraums, der der Eigenart der Erfüllung (Durchführung) von Rechts- und Regelungsbeziehungen offen gelassen sein muß, Erscheinungen, deren Erkenntnis grundsätzlich gar nicht Erkenntnis von Rechtsverhältnissen sein kann, weil sie eben Erkenntnis ihrer Erfüllung und deren Eigenart ist"; allerdings folgt daraus nicht die Konsequenz von Spann, daß als einzig mögliche Erkenntnisart für die Erfahrung dieser Tatsachen nun die kausale bleibe.

der menschlichen Beziehungen gegeben, welche, obwohl nicht bewußt gesetzt, doch faktisch, in analoger Weise wie die öffentlich-rechtliche Ordnung des Produktionsprozesses im Mittelalter, bestimmte soziale Beziehungen umschließt, die den abstrakten Rechtskategorien entschlüpfen.

Dieses „faktische Recht", wie man es treffend genannt hat[1]), das sich so innerhalb des weiten Rahmens der abstrakten, unorganischen Rechtsordnung entwickelt, ist das, was Marx gesellschaftliche Produktionsverhältnisse nennt. Rechtsverhältnisse und gesellschaftliche Produktionsverhältnisse fallen daher in der bürgerlichen Gesellschaft der freien Konkurrenz auseinander, sie umschließen die gleiche gesellschaftliche Erscheinung unter verschiedenen Aspekten: jene erfassen sie als Anwendungsfälle abstrakter Normen, diese als konkrete Rechtsbeziehung, als bestimmtes, durch das Spiel privater Interessen gesetztes soziales Verhältnis.

Obwohl es hier nur auf einen speziellen Ausschnitt aus der Marxschen Gedankenwelt ankommt, nämlich auf das methodische Vorgehen, welches Marx tatsächlich zur Erfassung des „ökonomischen Unterbaues" angewendet hat, und wir bewußt alle die materialistische Geschichtsauffassung berührenden Probleme beiseite lassen wollen, gibt uns doch die Scheidung zwischen Rechtsverhältnissen und Produktionsverhältnissen hier Anlaß, kurz eine Kontroverse zur materialistischen Geschichtsauffassung zu berühren, nämlich die Frage, inwieweit bei Marx in der Konstruktion des „ökonomischen Unterbaues" bereits juristische Momente enthalten sind, und ob sich bei unserer Auffassung nicht ein Widerspruch zur Lehre vom „juristischen Überbau" ergibt. Gegenüber der freilich nicht ganz klaren Auslegung Hammachers[2]), daß in dem Begriff des Produktionsverhältnisses ein über das technische hinausgehender rechtlicher Inhalt gelegen sei, die Produktionsverhältnisse „zugleich bereits bestimmte Eigentumsverhältnisse umfassen", steht eine andere Auffassung, wie sie Diehl[3]) in einer Kritik des Hammacherschen Werkes geäußert hat: „Wenn wirklich Marx Produktionsverhältnisse mit Eigentumsverhältnissen identifiziert hätte, dann wäre die ganze Einheitlichkeit, ich möchte sagen die Eigenart seiner Geschichtsphilosophie, preisgeben. Dann ist eben das

1) Karner, Die soziale Funktion der Rechtsinstitute, S. 36.

2) Hammacher, Das philosophisch-ökonomische System des Marxismus, S. 161 bis 166.

3) Conrads Jahrbücher, Bd. XL, S. 110/11.

ganze Gesellschaftsleben nicht auf ein einheitliches Prinzip, sondern auf zwei, das technische und das juristische, zurückzuführen und es muß dann die Frage aufgeworfen werden: dieses Eigentum, das neben der Technik auch ein letztlich entscheidender Faktor sein soll — wie ist dieses dann entstanden?" Unsere Auffassung von Marx berührt sich mit beiden Ansichten, indem sie eine mittlere Stellung einnimmt; die Technik bleibt der letzte bedingende Faktor, mit dessen Entwicklung die Entwicklung der Gesellschaft, der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse verbunden ist; insofern handelt es sich dabei um „notwendige vom Willen der Menschen unabhängige" Produktionsverhältnisse. Die Produktionsverhältnisse selbst sind aber von der technischen Grundlage als bestimmte Formen des gesellschaftlichen Lebens streng zu scheiden, als soziale Kategorie enthalten sie bestimmte Rechtsverhältnisse; aber in dem oben erörterten Sinne scheiden sie sich wieder streng von den Rechtsverhältnissen im engeren Sinne, als den in das Bewußtsein der Gesellschaft getretenen, das Wirtschaftsleben regelnden, zu einem Rechtssystem zusammengefaßten Rechtsnormen. Diese sind es, welche Marx als „juristischen Überbau" auffaßt. „Um die Dinge als Waren aufeinander zu beziehen, müssen die Warenhüter sich zueinander als Personen verhalten, deren Willen in jenen Dingen haust, so daß der eine nur mit dem Willen des anderen, also jeder nur vermittelst eines beiden gemeinsamen Willensaktes sich die fremde Ware aneignet, indem er die eigene veräußert. Sie müssen sich daher wechselseitig als Privateigentümer anerkennen. Dies Rechtsverhältnis, dessen Form der Vertrag ist, ob nun legal entwickelt oder nicht, ist ein Willensverhältnis, worin sich das ökonomische Verhältnis widerspiegelt. Der Inhalt dieses Rechts- und Willensverhältnisses ist durch das ökonomische Verhältnis selbst gegeben" [1]). Das Auseinanderfallen von Rechts- und Produktionsverhältnissen ist es also, worauf Marx' Lehre vom juristischen Überbau beruht, und ungeachtet ihrer formal gleichen Natur als Rechtsbeziehungen haben wir es mit zwei scharf zu trennenden Erscheinungskomplexen zu tun.

---

1) Marx, Kapital, I, S. 50/51. Vgl. auch Kapital, III, S. 328: „Die juristischen Formen, worin diese ökonomischen Transaktionen als Willenshandlung der Beteiligten, als Äußerungen ihres gemeinsamen Willens und als der Einzelpartei gegenüber von Staatswegen erzwingbare Kontrakte erscheinen, können als bloße Formen diesen Inhalt selbst nicht bestimmen. Sie drücken ihn nur aus."

3.

Wir haben gesehen, daß Marx in den Kategorien der politischen Ökonomie gesellschaftliche Produktionsverhältnisse zum Ausdruck bringen will, die ihrer formalen Struktur nach als Verhältnisse, soziale Beziehungen zwischen den Menschen als Rechtssubjekten sich darstellen, materiell aber von den Rechtsverhältnissen, als den Anwendungsfällen der die Gesellschaft regelnden abstrakten Rechtsnormen unterschieden sind; damit haben wir die Elemente in der Hand, welche uns einen Einblick in die Struktur des Marxschen Wertbegriffes gewähren. Denn der Wertbegriff stellt nur eine, allerdings die wichtigste, Anwendung dieser allgemeinen methodischen Grundgedanken dar.

In der Wertlehre hat Marx an die klassische Ökonomie und den von dieser überlieferten Gegensatz von Gebrauchswert und Tauschwert angeknüpft. Aber was dieser als Verschiedenheit zweier empirischer Erscheinungen, die eine verschiedene Erklärung erheischen, wird für Marx zu einem Gegensatz der Betrachtungsweisen; in dieser Umwandlung eines Gegensatzes, den man in die Dinge selbst verlegt hatte, in einen Gegensatz der Betrachtungsweise, der Methode zeigt sich Marx als ein echter Nachkomme der deutschen idealistischen Philosophie, aus deren Banden er sich niemals ganz befreit hat. Man gewinnt daher gegenüber der Marxschen Wertlehre nicht den richtigen Blickpunkt, wenn man sie nur als eine Fortsetzung und subtilere Durchführung der Ricardoschen Werttheorie ansieht, wozu allerdings Marx selbst den Anlaß gegeben hat. Wenn sich Marx selbst als Fortsetzer und Vollender Ricardos fühlt, so nur eines marxistisch interpretierten Ricardo, dessen Begriffe und Kategorien Marx mit dem ihm eigentümlichen Leben erfüllt hat. Zwischen Ricardo und Marx liegt vielmehr die deutsche idealistische Philosophie. Ricardos Denken ist rein naturwissenschaftlich-genetisch, während Marx' Wertlehre, trotz ihrer naturalistischen Aufmachung, einen unverkennbaren Wechsel in der methodischen Auffassung des gesellschaftlichen Lebens widerspiegelt.

Bei diesem Wechsel in der methodischen Auffassung der Aufgaben der Werttheorie überhaupt ist es klar, daß in der Marxschen Werttheorie apriorische Momente enthalten sind, deren man sich versichern muß, um ihre Eigenart zu erfassen. Man kann den Inbegriff derjenigen Fragen, welche sich auf die methodische

Struktur des Wertbegriffes beziehen, als qualitatives Wertproblem entgegensetzen dem quantitativen Wertproblem, welches sich um die empirischen Fragen der Tauschwerthöhe gruppiert. Obwohl Marx dieser Trennung von qualitativem und quantitativem Wertproblem selbst die Wege gewiesen hat, kann man doch nicht sagen, daß er sie im „Kapital" deutlich durchgeführt hätte; im Gegenteil, die Dunkelheit der ersten Kapitel des Kapitals über den Wert scheinen wesentlich auf die ungetrennte Behandlungsweise dieser zwei ganz verschiedenen, mit ganz verschiedenen Mitteln zu lösenden Aufgaben zurückführbar. In diesen Kapiteln verschlingen sich apriorische Konstruktion mit empirischer Beweisführung, jene, wie sich noch näher zeigen wird, auf das qualitative, diese auf das quantitative Wertproblem hinzielend. Eine getrennte Behandlung dieser beiden Probleme wird zur Klärung mancher Dunkelheiten, insbesondere zur Auffassung des Verhältnisses vom I. zum III. Band des Kapitals beitragen.

Wir stellen zunächst das qualitative Wertproblem im Sinne von Marx, d. h. wir fragen nach dem methodischen Ausgangspunkt, gewissermaßen dem a priori der Werttheorie: Der Austauschprozeß, in welchen juristischen Vertragsformen er sich auch immer vollziehen mag, bedeutet innerhalb einer arbeitsteiligen, auf Privateigentum und persönlicher Freiheit aufgebauten Gesellschaft mehr als eine sporadische, zufällige Ergänzung der Wirtschaft des einzelnen; der Austausch wird zu einem regelmäßigen gesellschaftlichen Prozeß, ein notwendiges Moment des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses. Nur der Austausch als solches funktionell bestimmtes Bindeglied der in Atome zerschlagenen Gesellschaft, nicht der „zufällige Austausch etwa von Federstiel und Briefmarke auf der Schulbank"[1]) kann der Gegenstand der Werttheorie werden, denn nur in diesem mit den Bedingungen der Produktion verknüpften Austausch kann sich eine objektive Regelmäßigkeit durchsetzen.

Die Güter, wie sie in den Austauschprozeß eingehen, stellen sich zunächst dar, von ihrer sinnlich-natürlichen Seite betrachtet, als Gebrauchswerte, als nützliche Dinge, die in bestimmten, ihren natürlichen Eigenschaften entsprechenden Massen im Tausch gegeneinander umgesetzt werden. Das Tauschwertverhältnis stellt sich daher zunächst dar als „quantitatives Verhältnis, worin Gebrauchswerte gegeneinander austauschbar". Sieht man nun im Tauschwert-

1) Hilferding, Neue Zeit, 23, 1.

verhältnis nur einen solchen Austausch von Gebrauchswerten, so werden darin nur die sinnlich-natürlichen Beziehungen zwischen dem genießenden Menschen und dem Produkt, nicht aber die mit dem Austausch gesetzten gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den Menschen als Rechtssubjekten erfaßt werden. Eine subjektive Werttheorie, welche nur den Gebrauchswert der ausgetauschten Güter im Auge hat, bleibt im Bereiche rein dinglicher Beziehungen von Ursache und Wirkung, sieht im Austausch nur einen Wechsel bzw. eine Erhöhung im Befriedigungszustand des isolierten psychologischen Subjekts; sie erfaßt also das Tauschwertverhältnis nicht als gesellschaftliches Produktionsverhältnis, sondern als natürlichen Sachenzusammenhang. Klar hat demgegenüber Marx seinen Standpunkt präzisiert: „Welches immer die gesellschaftliche Form des Reichtums sei, Gebrauchswerte bilden stets seinen, gegen diese Form zunächst gleichgültigen Inhalt. Man schmeckt dem Weizen nicht an, wer ihn gebaut hat, russischer Leibeigener, französischer Parzellenbauer oder englischer Kapitalist. Obgleich Gegenstand gesellschaftlicher Bedürfnisse und daher in gesellschaftlichem Zusammenhang, drückt der Gebrauchswert jedoch kein gesellschaftliches Produktionsverhältnis aus . . . Der Gebrauchswert in dieser Gleichgültigkeit gegen die ökonomische Formbestimmung, d. h. der Gebrauchswert als Gebrauchswert liegt jenseits des Betrachtungskreises der politischen Ökonomie“ [1]). Marx lehnt Gebrauchswert nur als Ziel und Richtpunkt der ökonomischen Analyse des Tausches ab, keineswegs schaltet er ihn aus der ökonomischen Kausalbetrachtung überhaupt aus.

Die Ablehnung der subjektiven Wertlehre ist daher von Marx' Standpunkt keine „Widerlegung“, keine Frage der richtigeren Analyse gegebener Tatsachen, sondern er nimmt von vornherein einen ganz anderen Standpunkt ein, fordert eine grundsätzlich andere Betrachtungsart: Das Tauschverhältnis nicht als dingliches Verhältnis zwischen psychologischen Subjekten, sondern als gesellschaftliches Verhältnis zwischen Rechtssubjekten aufzufassen. „. . . Die Warenform und das Wertverhältnis der Arbeitsprodukte, worin sie sich darstellt, (hat) mit ihrer physischen Natur und den daraus entspringenden dinglichen Beziehungen absolut nichts zu schaffen.“

Aber wie das Tauschverhältnis, das doch als ein quantitatives Verhältnis von Sachen zueinander erscheint als gesellschaft-

1) Marx, Kritik der politischen Ökonomie, S. 2.

liches Produktionsverhältnis, als ein Verhältnis zwischen Menschen auffassen? Hier stoßen wir auf den entscheidenden Punkt, wo das Apriorische in dem Prinzip der Arbeit als Maß des Wertes zutage tritt; das Gut, der Gebrauchswert, ist zunächt nur ein natürliches Ding mit objektiven Eigenschaften, süß, hart, zart usw., aber, soweit es Produkt menschlicher Arbeit ist, ist es ein „sinnlich-übersinnliches Ding", übersinnlich in dem Sinne, wie der Mensch überhaupt als wollendes Subjekt der objektiven Sinnenwelt gegenübertritt. Es ist diese einzigartige Stellung, der ausschließliche Wertakzent, welcher in der philosophischen Überlegung des deutschen Idealismus dem Menschen als wollendem Subjekt gegenüber der gegenständlichen Natur zugesprochen wird, welche hier in vielfach naturalistisch verschleierter Form bei Marx durchbricht und ihn die Arbeitswerttheorie Ricardos mit einem ganz neuen, eigenartigen Leben erfüllen läßt. In dem Gebrauchswert als Arbeitsprodukt hat sich ein Stück menschlicher Persönlichkeit verkörpert; wem ein solcher Gebrauchswert, auf welch verschlungenen Weg auch immerzu Eigentum zufließt, verfügt damit indirekt über ein Produkt menschlicher Tätigkeit und damit den Menschen selbst[1]).

Wir sehen, wie die oben dargelegte Forderung Marxens in den Kategorien der politischen Ökonomie soziale, gesellschaftliche Produktionsverhältnisse zu erfassen in der Anwendung auf die Betrachtung des Tauschwertes unmittelbar zu der Arbeit als dem Prinzip des Wertes hinleitet. Ist es überhaupt Grundsatz der Betrachtung der ökonomischen Verhältnisse, die unter dem Rechtsbewußtsein der Gesellschaft durch das private Spiel der Interessen sich durchsetzenden und verwirklichenden „faktischen Rechtsverhältnisse", die in dem Tauschverkehr gesetzten konkreten sozialen Verhältnisse zum Bewußtsein zu bringen, so darf der Blick nicht an der buntschillernden Mannigfaltigkeit, der sinnlichen Außenseite des Warenkörpers haften bleiben; die Ware als Gebrauchswert ist nur ein Stück Natur, wie man sie auch dreht und wendet, man wird sie als Gebrauchswert nicht in ihrer gesellschaftlichen Be-

1) Daß Marx die Arbeit für materielle Produktion als eine Absorption der sittlichen Persönlichkeit auffaßte, geht aus folgenden Stellen hervor: Kapital, I, S. 493 „Intensität und Produktivkraft der Arbeit gegeben, ist der zur materiellen Produktion notwendige Teil des gesellschaftlichen Arbeitstages, um so kürzer der für freie geistige und gesellschaftliche Betätigung der Individuen eroberte Zeitteil, also um so größer je gleichmäßiger die Arbeit unter die werkfähigen Glieder der Gesellschaft verteilt ist ... in der kapitalistischen Gesellschaft wird freie Zeit für eine Klasse produziert, durch Verwandlung aller Lebenszeit der Massen in Arbeitszeit. (Ähnlich auch Theorien über den Mehrwert, III, S. 305.)

deutung würdigen können. Nur eine Eigenschaft der Ware ermöglicht es, sie als Träger und Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse anzunehmen, das ist ihre Eigenschaft als Arbeitsprodukt, denn als solches betrachten wir sie nicht mehr vom Standpunkt der Konsumtion, sondern vom Standpunkt der Produktion, als vergegenständlichte menschliche Tätigkeit, deren Schicksal im Verlaufe des verschlungenen Zirkulationsprozesses daher in Wahrheit das Schicksal der hinter ihr stehenden, in der Produktion in sie versenkten Persönlichkeit ist[1]).

Das ist nun der Gehalt der grundlegenden Lehre Marxens vom Festischismus der ökonomischen Beziehungen, deren einfachste und grundlegende Form der Festischismus der Ware, also des einfachen Tauschwertverhältnisses ist. Die gesellschaftlichen Beziehungen, welche die Menschen in dem materiellen Produktionsprozeß zueinander eingehen, verschleiern sich hinter den sachlichen Beziehungen im Stellenwechsel der konkreten Gebrauchswerte und können erst durch eine Analyse der immanenten Arbeitsbeziehungen enthüllt werden. „Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Personen stellen sich gleichsam verkehrt dar, nämlich als gesellschaftliches Verhältnis der Sachen." . . . „es ist nur die Gewohnheit des täglichen Lebens, die es als trivial, als selbstverständlich erscheinen läßt, daß ein gesellschaftliches Produktionsverhältnis die Form eines Gegenstandes annimmt, so daß das Verhältnis der Personen in ihrer Arbeit sich vielmehr als ein Verhältnis darstellt, worin Dinge sich zueinander und zu den Personen verhalten"[2]). Das was in früheren Gesellschaftsperioden bewußte gesellschaftliche Regelung oder direkte persönliche Abhängigkeit war, verbirgt sich jetzt hinter der Tauschbewegung der Sachgüter, die von dem mechanistischen Triebwerk der Konkurrenz hin- und hergetrieben, ganz losgelöst von allen menschlichen Beziehungen, ein eigenes, in ihrem natürlichen Charakter begründetes Wertdasein zu führen scheinen. Gerade diese naturalistische Betrachtungsart der Konkurrenz und des Austauschverhältnisses, welche in dem Warenverkehr nach mecha-

1) Simmel, Philosophie des Geldes, S. 457, sagt: „. . In der Arbeit gewinnen die Körperlichkeit und die Geistigkeit des Menschen, sein Intellekt und sein Wille eine Einheitlichkeit, die diesen Potenzen versagt bleibt, solange man sie gleichsam in ruhendem Nebeneinander betrachtet; die Arbeit ist der einheitliche Strom, indem sie sich wie Quellflüsse mischen, die Geschiedenheit ihres Wesens in der Ungeschiedenheit des Produktes auslöschen."

2) Marx, Kritik der politischen Ökonomie, S. 10, 11.

nistischen Analogien nur eine Bewegung dinglicher Warenkörper im Raume sieht[1]), in der die Menschen in ihrer abstrakten sozialen Gleichheit zu passiven Zuschauern herabsinken, sucht Marx in seiner Lehre vom Fetischcharakter der Ware zu überwinden; er führt uns heraus aus der Sphäre der Zirkulation dieser fertigen Warendinge in die Sphäre der Produktion, in den Fabriken und Werkstätten sehen wir den Menschen selbst seine Persönlichkeit in das Produkt versenken; und dieses Produkt, wie es nun in die Zirkulation eintritt, ist kein natürliches Ding mehr, sondern durch und durch Menschenwerk, erstarrtes Dasein lebendiger Arbeitskraft, obwohl tot und stumm, dennoch in seinen Schicksalen das Schicksal des als sein unmittelbarer Produzent hinter ihm stehenden Menschen wiederspiegelnd. Bei dieser Anschauung der Einheit von Produktionsprozeß und Zirkulationsprozeß wird der Austauschprozeß der Waren aus einem gleichgültigen natürlichen Ablauf, einem rein sachlichen Verhältnis von Produkten, das die soziale Struktur der Gesellschaft unberührt läßt, zu einem gesellschaftlichen Verhältnis der Arbeitspersönlichkeiten.

Man hat vielfach gerade die Überwindung der objektiven Werttheorie, besonders der Arbeitswerttheorie dem Einfluß Kants zugeschrieben, indem man eine Linie der historischen Entwicklung verfolgt hat, die von Kant ausgehend über die deutsche Nationalökonomie zu Beginn des 19. Jahrhunderts über v. Soden, Hufeland, Lotz bis zu den Österreichern führt. Simmel hat darauf hingewiesen, wie die Kantsche Philosophie ihrer ganzen Stimmung nach einen Stützpunkt der subjektiven Wertlehre hatte abgeben müssen, indem der Wert nur eine Form der Dinge sei, welche nicht an den Dingen selbst hafte, sondern die das Subjekt in die Dinge selbst verlege. Diese Tatsachen führten Schulze-Gävernitz[2]) dazu, auch in der Frage der ökonomischen Theorie ein schroffes Kant oder Marx als Alternative zwischen subjektiver und objektiver Wertlehre auszusprechen. Aber auch der Lehre Marx' vom Fetischismus der ökonomischen Kategorien und der aus ihr fließenden Wiederbelebung der Arbeitswerttheorie hat letzten Endes Kant Pate gestanden; denn diese Lehre hat zu ihrer Voraussetzung Kants Lehre vom Primat der praktischen Vernunft, durch welche der Mensch und die menschlichen Verhältnisse aus aller Natur mit einem unvergleichlichen, besonderen

1) Ihre konsequenteste Ausführung hat diese mechanistische Betrachtungsweise neuerdings bei Schumperter gefunden.

2) Archiv für Sozialpolitik 1910, Bd. XXX, S. 828; jedoch S. 830.

Wertakzent herausgehoben werden; in ihrer ökonomischen Travestierung, durch einen langen historischen Prozeß, insbesondere durch Hegel, vermittelt, leuchtet Kants Lehre hier in Marxens Forderung durch, hinter den Sachenrelationen des Tauschverkehrs die menschlichen ideellen sozialen Verhältnisse zu entschleiern.

4.

Wir sahen, wie Marx den von der klassischen Nationalökonomie überlieferten Dualismus vom Gebrauchswert und Tauschwert in kombinatorischer Durchdringung mit den von der deutschen idealistischen Philosophie entwickelten Gegensätzen der genetischen und kritischen Methode der Weltbetrachtung steigerte zu einem umfassenden Dualismus der Betrachtungsweise des wirtschaftlichen Lebensprozesses, die eine orientiert am Gebrauchswert, die natürlich-dinghaften Beziehungen verfolgend, — die andere am Tauschwert, die unter diesen dinglichen Beziehungen verborgenen gesellschaftlichen Verhältnisse aufspürend. Die Arbeit erschien dabei als Mittel dieser gesellschaftlichen Analyse, da sie eine doppelte Beziehung sowohl zu den Gebrauchswerten als formende und gestaltende Naturkraft, als zu gesellschaftlichen Bestimmungen als Betätigung und Verausgabung menschlicher Persönlichkeit hatte. Dieser Doppelcharakter der Arbeit, einerseits als konkrete, nützliche Arbeit, als technische Naturkraft, andererseits als abstrakt-allgemeine Arbeit, als welche sie ein Maß gesellschaftlicher Abhängigkeitsbeziehungen ist, ist von Marx mit Nachdruck herausgearbeitet worden. Dennoch hat gerade diese Lehre von der abstrakt-allgemeinen Arbeit als Substanz des Wertes den größten Widerspruch gefunden, zu dem die Darstellung von Marx wesentlich beigetragen hat. Und das aus zwei Gründen: Neben der mangelnden Scheidung von qualitativem und quantitativem Wertproblem handelt es sich dabei um verschiedene Formen der Reduktion, die Marx in seiner knappen Darstellungsweise nicht ausdrücklich unterschieden hat. Daneben besteht aber eine wirkliche Unklarheit, indem der Dualismus der Methoden (vgl. das oben S. 2 Gesagte) hier eine einheitliche Auffassung unmöglich macht. Unsere Behandlung dieses Begriffes ist daher eine bewußt einseitige, um eine bisher vernachlässigte Seite aus seinem schillernden Inhalt herauszuheben. Wir unterscheiden vier wesentliche Punkte:

a) abstrakt-allgemeine Arbeit,
b) gleiche Arbeit,
c) einfache, im Gegensatz zu komplizierter Arbeit,
d) gesellschaftlich notwendige Arbeit.

a) Was ist nun unter abstrakt-allgemeiner Arbeit im Gegensatz zu konkreter nützlicher Arbeit zu verstehen? Wir müssen bei Interpretation dieses dunklen unklaren Begriffes aus den Zwecken, welchen dieser Begriff bei Marx zu dienen hat, unseren Ausgangspunkt nehmen, und dabei insofern wieder bewußt einseitig verfahren, als wir hier nur den einen Zweck des Wertbegriffes, die Analyse der sozialen Struktur der kapitalistischen Wirtschaft im Auge haben. Den Gegensatz zu der abstrakt-allgemeinen Arbeit bildet für Marx der technische Begriff der Arbeit, die nützliche Arbeit; sie ist bestimmt durch „Zweck, Operationsweise, Gegenstand, Mittel und Resultat" (I, 8), den verschiedenen nützlichen Arbeiten entspricht eine gesellschaftliche Teilung der Arbeit. Die Arbeit, soweit sie nur in ihrer technischen Rolle als Bildnerin von Gebrauchswerten betrachtet wird, tritt als koordinierter Produktenfaktor neben das Kapital als Werkzeug, wie die Naturkräfte, sie ist selbst nur eine Naturkraft des menschlichen Organismus. Unter einem ganz anderen Aspekt betrachten wir nun die Arbeit und ihr Produkt, sofern wir sie als Substrat gesellschaftlicher Produktionsverhältnisse, als abstrakt-allgemeine Arbeit betrachten. Haben wir es nun hierbei lediglich mit einem negativen Abstraktionsvorgang, einer inhaltlichen Verarmung des Begriffs der konkreten nützlichen Arbeit zu tun? Nach verschiedenen Stellen von Marx scheint es fast so, als ob unter abstrakt-allgemeiner Arbeit lediglich das allen konkreten Arbeiten gemeinsame physiologische Faktum der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft gemeint sei: „Sieht man ab von der Bestimmtheit der produzierenden Tätigkeit und daher vom nützlichen Charakter der Arbeit, so bleibt das an ihr, daß sie eine Verausgabung menschlicher Arbeitskraft ist, Schneiderei und Weberei, obgleich qualitativ verschiedene produktive Tätigkeiten, sind beide produktive Verausgabung von menschlichem Hirn, Muskel, Nerv, Hand usw. und in diesem Sinn beide menschliche Arbeit; es sind nur zwei verschiedene Formen, menschliche Arbeitskraft zu verausgaben." In diesem Sinne eines naturwissenschaftlichen Faktums ist der Begriff der abstrakt-allgemeinen Arbeit von verschiedenen Schriftstellern aufgefaßt worden, woraus dann der Versuch entstand, die verschiedenen Arbeiten auf einen gemeinsamen naturwissenschaftlichen

Nenner, die geistige Arbeit auf Muskelarbeit, oder alle Arbeit auf ein physikalisches Energiequantum zu reduzieren. Andererseits entsprang gerade aus diesen scheinbar materialistischen Konsequenzen, zu denen man bei dieser Auffassung der abstrakt-allgemeinen Arbeit getrieben wurde, der Widerspruch gegen diesen Begriff. So urteilt Gerlach typisch: „Ein jeder Versuch (das Bewußtsein) auf Muskeln- und Nervenbewegung zurückzuführen, muß . . . . von vornherein als unmöglich abgewiesen werden, ... da nun menschliche Arbeit jederzeit von Bewußtsein begleitet und durch dasselbe bedingt ist, so muß man darauf Verzicht leisten, sie in Muskel- und Nervenbewegung auflösen zu wollen, da hierbei ein Rest übrig bleiben würde, an den eine solche Analyse nicht heranreicht“[1]).

Der Begriff der abstrakt-allgemeinen Arbeit geht aber über alle diese nur die natürliche Seite der Arbeit betreffenden Auffassung hinaus, denn dieser Begriff soll der gesellschaftlichen Analyse der Wirtschaft dienen. In dem Kapitel über den Fetischcharakter fragt Marx nach dem eigentlichen Ursprung des Wertcharakters der Ware: er entspringt nicht aus dem Gebrauchswerte, aber ebensowenig aus dem Inhalt der Wertbestimmung, denn „wie verschieden die nützlichen Arbeiten auch sein mögen, es ist eine physiologische[2]) Wahrheit, daß sie Funktionen des menschlichen Organismus sind, und daß jede solche Funktion, welches immer ihr Inhalt wesentlich Verausgabung von menschlichem Hirn, Nerv, Muskel, Sinnesorgan u. s. w. gewesen ist“ — also das rein physiologische Faktum der Arbeit ist nicht gemeint, wenn von abstrakt-allgemeiner Arbeit die Rede ist. Der spezifische Charakter der Arbeit kommt aber von ihrer gesellschaftlichen Form; „endlich sobald die Menschen in irgendeiner Weise für einander arbeiten, erhält ihre Arbeit auch eine gesellschaftliche Form“. Die gesellschaftlichen Formen der Arbeit sind aber die in den Produktionsverhältnissen zutage tretenden „faktischen Rechtsverhältnisse“. Die Arbeit, sofern sie bestimmte gesellschaftliche Formen annimmt, kann nicht als Betätigung des individuellen Naturwesens Mensch, in seinen physiologischen Funktionen verstanden werden, sondern nur als Betätigung des Menschen als Gesellschaftsglied und damit als Rechtssubjekt. Die Allgemeinheit der Arbeit ist nicht ein naturwissenschaftlicher Gattungsbegriff, der nur den allgemeinen physiologischen Inhalt in sich

1) Gerlach, Über die Bedingungen wirtschaftlicher Tätigkeit, S. 48/49.

2) Bei Marx nicht gesperrt.

aufnimmt, sondern die Privatarbeiten stellen sich dar als abstrakt-allgemeine und damit als gesellschaftliche, als Ausfluß der Betätigung des Rechtssubjektes; und wie der Begriff des Rechtssubjektes in seiner apriorischen Allgemeinheit gegen die empirischen individuellen Bestimmungen der Menschen neutral ist, so fallen auch aus dem daraus abgeleiteten Begriff der abstrakt-allgemeinen Arbeit alle individuellen Unterschiede der konkret nützlichen Arbeit heraus[1]).

b) Neben der Eigenschaft als abstrakt-allgemeiner legt Marx der Arbeit innerhalb der Warenproduktion die Form der Gleichheit zu. „Zunächst ist die unterschiedslose Einfachheit der Arbeit Gleichheit der Arbeiten verschiedener Individuen, wechselseitiges Beziehen ihrer Arbeiten aufeinander als gleicher und zwar durch tatsächliche Reduktion aller Arbeiten auf gleichartige Arbeit. Die Arbeit jedes Individuums, soweit sie sich in Tauschwerten darstellt, besitzt diesen gesellschaftlichen Charakter der Gleichheit und sie stellt sich nur im Tauschwert dar, soweit sie auf die Arbeit aller anderen Individuen als gleiche bezogen ist“[2]). Obwohl, streng genommen, diese gesellschaftliche Form der Gleichheit, wie sie hier Marx für die warenproduzierende Gesellschaft annimmt, in die Erörterung des quantitativen Wertproblems hineinragt, soll sie hier schon erörtert werden, da erst durch die Nebeneinanderstellung der beiden Bestimmungen der Arbeit als abstrakt-allgemeiner und gleicher Unklarheiten vermieden werden, die durch Marx' ungenauen Sprachgebrauch veranlaßt sind. Denn, von einigen Schwankungen im Sprachgebrauch abgesehen, bedeutet für Marx die Gleichheit der Arbeit nicht der gemeinsame, natürliche Charakter der verschiedenen menschlichen Arbeiten, der in der gleichen organischen Grundlage wurzelt, sondern die idielle, rechtliche Gleichheit, also die konkrete soziale Form, welche die im Produkt verkörperte Arbeit, durch die Austauschweise der warenproduzierenden Gesellschaft, also den Austausch nach gleichen Arbeitsmengen, erhält. Der Gleichheit der Arbeit entspricht ihre gleiche Gültigkeit im Tauschverkehr. „Daß aber in der Form der Warenwerte alle Arbeiten als gleiche, menschliche Arbeit und daher als gleichgeltend ausgedrückt sind,

---

1) Dieses „gesellschaftliche“ Moment im Begriff der abstrakt allgemeinen Arbeit bei Marx verkennt Stolzmann (Zweck in der Volkswirtschaft) in seiner Polemik gegen Marx, S. 544.

2) Marx, Kritik der politischen Ökonomie, S. 7.

3) Marx, Kapital, I, S. 26.

konnte Aristoteles nicht aus der Wertform selbst herauslesen, weil die griechische Gesellschaft auf der Sklavenarbeit beruhte, daher die Ungleichheit der Menschen und ihrer Arbeitskräfte zur Naturbasis hatte. Das Geheimnis des Wertausdruckes, die Gleichheit und gleiche Gültigkeit aller Arbeiten, weil und sofern sie menschliche Arbeit überhaupt sind, kann nur entziffert werden, sobald der Begriff der menschlischen Gleichheit bereits die Festigkeit eines Volksvorurteils besitzt[1])".

Auch mit der Bestimmung der Arbeit als gleicher und gleichgeltender hält sich Marx innerhalb des Rahmens einer Betrachtung, die die Arbeit nicht nach ihrer naturwissenschaftlich-technischen Seite faßt, sondern als tätige Verausgabung menschlicher Persönlichkeit, wie sie allein zum Vehikel gesellschaftlicher Verhältnisse werden kann. Die abstrakte Allgemeinheit der Arbeit ist die Allgemeinheit des Rechtssubjektes, gleichgiltig gegen die individuellen Bestimmungen, daher gegenüber dem Gegensatz von körperlicher und geistiger Arbeit neutral.

c) Dieser Gegensatz zwischen körperlicher und geistiger Arbeit wird nun unzulässigerweise häufig gleichgesetzt mit dem anderen Gegensatz, den Marx innerhalb der abstrakten allgemeinen Arbeit eingeführt hat, dem Gegensatz zwischen einfacher und komplizierter Arbeit. Wir können die Kontroversen, die sich um diesen sehr problematischen und von Marx nur sehr kurz gestreiften Punkt angesponnen haben, hier nicht behandeln. Uns kommt es nur darauf an, zu sehen, wie unsere Auffassung der Werttheorie auch hier durchzuführen ist; der Sinn des Gegensatzes zwischen einfacher und komplizierter Arbeit ist klar; einfache Arbeit[2]) „ist Verausgabung einfacher Arbeitskraft, die im Durchschnitt jeder gewöhnliche Mensch ohne besondere Entwicklung in seinem leiblichen Organismus besitzt." Die einfache Arbeit nimmt nach Marx den quantitativ weit überwiegenden Teil der Nationalarbeit ein, weshalb dem Gegensatze zwischen einfacher und komplizierter Arbeit keine allzugroße Bedeutung zuzusprechen ist. Komplizierte Arbeit ist Arbeit von „größerem spezifischem Gewicht", in welche höhere Bildungskosten

---

1) Vgl. auch besonders Engels, Dühring, S. 102 bei der historischen Entwicklung der ethischen Gleichheitsidee: „Und endlich fand die Gleichheit und gleiche Gültigkeit aller menschlichen Arbeiten, weil und sofern sie menschliche Arbeit überhaupt sind, ihren unbewußten, aber stärksten Ausdruck im Wertgesetz der modernen bürgerlichen Ökonomie, wonach der Wert einer Ware gemessen wird durch die in ihr enthaltene gesellschaftlich-notwendige Arbeit."

2) Kapital, I, S. 11.

eingehen, in deren Betätigung sich daher nicht nur die Persönlichkeit des unmittelbaren Arbeiters, sondern auch zugleich des ganzen Kreises derer, die an der Ausbildung tätig waren, niederschlägt. Um daher in der abstrakt-allgemeinen Arbeit einen Maßstab gesellschaftlicher Abhängigkeitsverhältnisse zu erhalten, müssen wir dieses gewissermaßen verschiedene gesellschaftliche Gewicht gleicher Arbeitszeiten, wie es komplizierte und einfache Arbeit darstellen, reduzieren auf einen gemeinsamen Nenner gleicher Arbeitskraft, wie er uns in der einfachen Arbeit gegeben ist. Wie sich daher sonst auch immer komplizierte und einfache Arbeit qualitativ unterscheiden mögen, für die hier in Betracht kommenden Zwecke kann nur dieser quantitative Unterschied in der „gesellschaftlichen Dichte" für den Gegensatz bestimmend sein, ist die komplizierte Arbeit als Multiplum der einfachen Arbeit aufzufassen. Aber auch nur insoweit kommt die komplizierte Arbeit in Betracht, als sie als gesellschaftliche Massenerscheinung einer solchen Reduktion zugänglich ist, d. h. es kommt nur solche Art komplizierter Arbeit in Betracht, die jedem Durchschnittsmenschen, sofern nur überhaupt die Kosten aufgewendet werden, erlernbar ist. Die originell-schöpferische Arbeit des Genies steht doch ganz außerhalb des Kreises, der hier in Betracht gezogenen Erscheinungen, schon da solche Arbeit nie in den Fluß des Reproduktionsprozesses eingehen kann; „den Meißelschlag eines Donatello zu berechnen" ist daher nicht nur eine unmögliche, sondern auch gänzlich unnötige Aufgabe.

In bezug auf die Reduktion komplizierter Arbeit auf einfache Arbeit ist es nun methodisch interessant, welche Rolle hier Marx der Konkurrenz zuweist. „Die verschiedenen Proportionen, worin verschiedene Arbeitsarten auf einfache Arbeit als ihre Maßeinheit reduziert sind, werden durch einen gesellschaftlichen Prozeß hinter dem Rücken der Produzenten festgesetzt und scheinen ihnen daher durch das Herkommen gegeben." Da jene Proportionen nichts sind als Anwendungsfälle des Wertgesetzes, das ja auch hier den objektiven Maßstab für die Tauschrelationen abgeben soll, ergibt sich, als Marxens Ansicht, daß auch schon in diesem einfachen Falle, keineswegs nur in den komplizierten Verhältnissen der kapitalistischen Konkurrenz, das Wertgesetz nicht im Bewußtsein der Produzenten vorhanden ist, sondern sich als ein dem einzelnen unbewußtes Ergebnis der Konkurrenz darstellt; da die bewegenden Kräfte der Konkurrenz aber in den Motivationen der einzelnen Teilnehmer zu suchen sind, ergibt sich schon hieraus, daß das Gesetz des Austausches nach Wert nicht als wirkende Ursache, sondern als notwendig

bedingtes Resultat von Marx betrachtet wird, worin eine indirekte Bestätigung für unsere Auffassung der methodologischen Struktur des Wertbegriffes bei Marx zu suchen ist. Wir werden diesen Punkt, auf den hier nur hingewiesen werden soll, bei Erörterung des quantitativen Wertproblems noch näher zu besprechen haben.

d) „Daß das Quantum der in einer Ware enthaltenen Arbeit das zu ihrer Produktion gesellschaftlich-notwendige Quantum ist — die Arbeitszeit also notwendige Arbeitszeit —, das ist eine Bestimmung, die nur Wertgröße betrifft“ [1]). Wir erwähnen diesen Punkt hier nur, um ihn ausdrücklich von den ganz heterogenen beiden ersten Fragen, welche sich um die „Wertsubstanz“ drehen, als quantitatives Wertproblem abzuscheiden. Es wird daher erst später dazu Stellung zu nehmen sein.

5.

Wir haben gesehen, wie der Ausgangspunkt in der Wertlehre zu der Arbeit als dem Prinzip der Wertbetrachtung führte und welcher von dem natürlich-technischen Begriff der Arbeit verschiedene soziologische Arbeitsbegriff hierfür entscheidend wurde. Die Gebrauchsgüter als Produkte solcher abstrakt-allgemeinen Arbeit aufgefaßt, nennt Marx „Werte“, in dem Blickpunkt der Wertbetrachtung sind ihm die Güter nur „bestimmte Masse festgeronnener Arbeitszeit“. Hieraus ergeben sich bestimmte Folgerungen über die Natur des Marxschen Wertbegriffes.

1. Während meist in den Werttheorien Wert und Tauschwert nicht auseinanderfallen und mit dem als „Wert“ bezeichneten, wie auch immer näher bestimmten Erscheinungskomplex eine unmittelbare Beziehung, sei es als Ursache, als Maß oder dgl. zu der Austauschrelation der Güter behauptet wird, ist für Marx mit der Auffassung eines Gutes als „Wert“ noch nichts über die konkrete Austausch-Relation, über den Tauschwert der Güter gesagt; der erst im „Kapital“ durchgeführten Unterscheidung zwischen „Wert“ und „Tauschwert“ entspricht die oben von uns erwähnte zwischen qualitativem und quantitativem Wertproblem. Wenn Marx die restlos als Produkte abstrakt-allgemeiner Arbeit angeschauten Güter als „Werte“ bezeichnet, so sind in diesem Begriff des „Wertes“ nur die gewissermaßen apriorischen Bedingungen zusammengefaßt, welche einer „gesellschaftlichen“ Behandlung des

1) Marx, Theorien über den Mehrwert, III, S. 160.

Tauschwertproblems die Richtung weisen, ohne daß schon etwas über das quantitative Verhältnis ausgesagt ist, in welchem sich in einer konkreten Gesellschaftsorganisation die „Werte" gegeneinander austauschen [1]).

Das erscheint paradox und der gewohnten Terminologie widersprechend; es muß auch zugegeben werden, daß Marx nicht selten den Begriff „Wert" mit einem komplexeren Inhalt erfüllt, und ihn mit dem Begriff „Ware" gleichsetzend, bereits eine durch die Konkurrenz vermittelte bestimmte Anstauschrelation der Arbeitsprodukte hineindenkt. Dieser doppelte Sinn des Begriffs Wert kann uns bei dem Januskopf der Marxschen Werttheorie überhaupt nicht verwundern. Aber in dem Gedankenzusammenhang, den wir hier aus der Marxschen Theorie heraus abstrahieren und isoliert darstellen wollen, kann „Wert" nur in der oben erörterten Bedeutung verstanden werden; nur so ist eine einheitliche Auffassung des I. und III. Bandes des Kapitals möglich, denn im III. Band tritt diese von der konkreten Austauschrelation zunächst ganz unabhängige Bedeutung des Wertbegriffs hervor; die Kollision mit dem Produktionspreis führt nicht zu einer Aufgabe der Wertbetrachtung, sondern diese entfaltet jetzt gerade ihre ganze Energie, um den Produktionspreis auf seinen sozialen Gehalt hin zu analysieren.

2. Es ergibt sich daraus, in welchem nur sehr bedingten Sinne man von der abstrakt-allgemeinen Arbeit als der „Substanz" des Wertes sprechen kann. Durch die Einführung des Begriffs der Wertsubstanz neben der Tauschwertkategorie will Marx den Wert nicht verabsolutieren, ihn zu einer „Wesenheit" [1]), einer objektiven Eigenschaft der Dinge machen, denn, wie aus den vorhergehenden Ausführungen hervorgegangen ist, war es ja gerade Marx' Bestreben, in dem Wertbegriff eine soziologische Kategorie, ein Mittel der Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse zu gewinnen. „Als Werte sind die Waren gesellschaftliche Größen, also etwas von ihren Eigenschaften als Dinge absolut verschiedenes. Sie stellen als Werte nur Verhältnisse der Menschen in ihrer produktiven Tätigkeit dar" [2]). Nur in dem Sinne ist die Arbeit Substanz des

1) Bortkiewicz (Arch. f. Sozialpolitik, Bd. XXV) macht auf diesen Gegensatz aufmerksam zwischen „absolutem Wert" und Wert als Index eines Austauschverhältnisses. Er zitiert Stellen, wo Marx diesen absoluten Wert besonders bezeichnete als „wirklicher Wert" (Th. M., II, I, S. 150), „immanenter Wert" (Kapital, III, S. 147); ähnlich spricht Marx von individuellem Wert der Waren gegenüber dem „Marktwert" (Kapital, III, S. 157).

2) Marx, Theorien über den Mehrwert, III, S. 153.

Wertes, als sie das Vehikel darstellt, durch welches die ideellen Beziehungen der Arbeitspersönlichkeiten in sachliche Beziehungen der Güterwelt verwandelt werden. Die Arbeit ist Maß gesellschaftlicher Abhängigkeitsbeziehungen; in dem hier hervorzukehrenden Gedankenzusammenhang nicht substantielle Ursache der Preishöhe, sondern Indikator des sozialen Gehalts der Preiserscheinungen.

3. Es ergibt sich weiter, in welcher bestimmten Richtung Marx seine soziologische Analyse der kapitalistischen Preisphänomene beschränken will; er will die unter den äußeren Formen des Konkurrenzsystems versteckte Organisationsform der menschlichen Arbeit herauspräparieren. In der mannigfaltigsten Weise werden zwischen den Menschen soziale Beziehungen geschaffen, Marx will nur die durch das Faktum der Arbeitsteilung geschaffenen betrachten; damit grenzt sich aus dem Bereich der sozialen Erscheinungen ein Gebiet ab, das man als das der sozialen Wirtschaft im engeren, eigentlichen Sinne bezeichnen kann. Die Arbeit und Arbeitsteilung wird für Marx zum höchsten Begriff, nach dem sich alle ökonomischen Kategorien bestimmen, denn die Analyse der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit ist das Objekt der Wirtschaftswissenschaft. Da Marx nicht von dem Tauschakt und dem Gut, sondern von den sozialen Arbeitsbeziehungen, die die Menschen in dem wirtschaftlichen Reproduktionsprozeß eingehen, seinen Ausgangspunkt nimmt, scheidet er von vornherein alle Nichtarbeitsprodukte aus.

Aus dem Umfang der gesamten Güterwelt hebt sich damit ein Komplex heraus, der als „Kristallisation menschlicher Arbeitskraft", als „Gesamtwert" überhaupt Medium und Träger gesellschaftlicher Beziehungen werden kann. Aufgabe der Theorie wird es danach, die Verteilung dieses „Gesamtwertes", die Bedingungen und Größe des Anteils der einzelnen, dadurch charakterisierten Gesellschaftsklassen festzustellen. Daher faßt Marx alle Einkommen als unter bestimmten Bedingungen stehende Verfügungsformen über menschliche Arbeit auf; die Aufgabe der Theorie ist nicht schon gelöst, wenn man einen einzelnen Einkommenszweig nach den subjektiven in dem Motivationsmechanismus der einzelnen gelegenen Bedingungen erklärt, etwa den Kapitalprofit aus der Differenz der Wertschätzung gegenwärtiger und zukünftiger Güter, oder als Lohn für Enthaltsamkeit, — sondern um den Kapitalprofit als soziales Phänomen zu verstehen, müssen wir ihn als einen

---

1) Marx, Theorie über Mehrwert, III, S. 152.

seiner Größe und Art nach bestimmt charakterisierten Anteil am „Gesamtwert", als Verfügungsform über menschliche Arbeit, und damit als gesellschaftliches Verhältnis erfassen.

So spaltet sich von dem „Gesamtwert", der nichts ist, als „vergegenständlichte gesellschaftliche Arbeit", ein Teil ab, der als Arbeitslohn der Arbeiterklasse zufließt und dessen Größe durch das Erfordernis der Erhaltung und Reproduktion ihrer Arbeitskraft eine elastische Grenze hat. Der Rest, der sich als Mehrarbeit der Arbeiterklasse als Mehrwert darstellt, verteilt sich nun in den verschiedensten Proportionen unter die einzelnen Gesellschaftsklassen, nimmt als Profit, Zins, Unternehmergewinn, in den verschiedenen Arten der Rente ebensoviele selbständige Formen an. „In der kapitalistischen Gesellschaft verteilt sich dieser Mehrwert oder dies Mehrprodukt . . . unter den Kapitalisten als Dividende im Verhältnis zu der Quote, die jedem vom gesellschaftlichen Kapital gehört. In dieser Gestalt erscheint der Mehrwert als Durchschnittsprofit, der dem Kapital zufällt, ein Durchschnittsprofit, der sich selbst wieder in Unternehmergewinne und Zins spaltet und unter diesen beiden Kategorien verschiedenen Sorten von Kapitalisten zufallen kann. Diese Aneignung und Verteilung des Mehrwertes durch das Kapital besitzt jedoch seine Schranke am Grundeigentum. Wie der fungierende Kapitalist die Mehrarbeit und damit unter der Form des Profits den Mehrwert aus dem Arbeiter herauspumpt, so pumpt der Grundeigentümer einen Teil dieses Mehrwertes wieder dem Kapitalisten aus unter (den verschiedenen Formen) . . . der Rente" [1]) Indem Marx alle diese Revenüeformen als quantitativ bestimmte „Wert"-bestandteile begreift, sucht er unter der Mannigfaltigkeit ihrer äußeren Erscheinungsform und der Verschiedenheit der Gründe, welche ihr Zustandekommen und ihre jeweilige Höhe erklären, ihre qualitative Gleichheit als gesellschaftliche Verhältnisse festzuhalten, den unter ihrer Preisform versteckten sozialen Gehalt als bestimmte historische Organisationsform der gesellschaftlichen Arbeit zu verstehen. Der kausale Mechanismus der Konkurrenz, welcher diese Gesamtverteilung im Wege der Preisbildung zustande bringt, fällt dabei ganz außerhalb seines Betrachtungskreises, er will das Ergebnis, das Resultat der in der Konkurrenz vorhandenen Kräfte auf seinen sozialen Sinn hin verstehen; „die wirkliche Bewegung der Konkurrenz liegt außerhalb unseres Plans, wir haben

---

1) Kapital, III, 2, S. 355/56.

hier nur die innere Organisation der kapitalistischen Produktionsweise, sozusagen ihren idealen Durchschnitt darzustellen“ [1]).

Hier kommen wir wieder zurück auf den eingangs erwähnten Punkt, die Kritik Marxens gegen das Verfahren der Vulgärökonomie, die nur den „äußeren Schein der Konkurrenz, wie er sich an der „Oberfläche“ zeigt, betrachtet, nicht den inneren Zusammenhang der Dinge sieht; die, wie diese Kritik in anderer Wendung heißt, die gesellschaftlichen Verhältnisse verdinglicht, natürliche Sachenzusammenhänge da sieht, wo es sich um gesellschaftliche Produktionsverhältnisse handelt. Nach dem Ausgeführten wird es nun klar, daß dieses Verhältnis von Erscheinung zu Wirklichkeit, von Oberfläche zu innerem Zusammenhang in Wahrheit das zweier verschiedenen Betrachtungsweisen, einer erklärend-kausalen, zu einer auf Sinn und Verständnis gesellschaftlicher Verhältnisse gehenden ist. Das, was Marx „inneren Zusammenhang der kapitalistischen Produktion“ nennt, der sich durch die Konstruktionen der Mehrwerttheorie enthüllen soll, ist in Wahrheit nicht die Erkenntnis tieferliegender kausaler Triebkräfte, die das nur äußerliche Räderwerk der kapitalistischen Konkurrenz in Bewegung setzen, sondern es ist ein Versuch post festum, d. h. die fertigen Resultate der kapitalistischen Konkurrenz auf ihren sozialen Gehalt hin zu analysieren.

Für eine auf bloß kausale Erklärung der Verkehrszusammenhänge hinzielende Betrachtung sind alle Revenüen Preiserscheinungen, deren Besonderheiten auf den stofflichen Charakter der als Revenüequelle in Betracht kommenden Produktionsbedingungen, auf deren Rolle im Arbeitsprozeß zurückgeführt werden. Die Rente erscheint von diesem Gesichtspunkt als der Preis der Leistungen von Grund und Boden, der Profit weist auf die Preisbildung der produzierten Produktionsmittel hin, der Lohn ist der Preis des dritten technischen Produktionsfaktors, der Arbeit. Für diesen, auf Erklärung der Zirkulations- und Austauschphänomene gerichteten Blick, kommen die Revenüen nur als Preiserscheinungen stofflich, d. h. nach ihrer Rolle im technischen Produktionsprozeß sich unterscheidender Güter in Betracht. Hier ist die Domäne des Gebrauchswertes. Aber so berechtigt ein solcher Standpunkt für die rein theoretische Auffassung der Preisphänomene ist, für ein soziales Verstehen der Preiserscheinungen

---

1) Marx, Kapital, III, 2, S. 367.

leistet er nichts [1]). Marxens Spott gegen die „trinitarische Formel" richtet sich im Grunde gegen die Versuche, den in der erklärenden Preisanalyse zu Bedeutung kommenden technisch-stofflichen Charakter der Revenüequellen auch als Mittel des Verständnisses der sozialen Struktur der Gesellschaft zu verwerten; die technische Rolle und den respektiven Anteil, den die Erde, als das Reich der Naturkräfte, „als das vorgefundene Arsenal aller Arbeitsgegenstände", die produzierten Produktionsmittel und die Arbeit als zweckmäßige produktive Tätigkeit im Produktionsprozesse nehmen, unmittelbar gleichzusetzen mit den Anteilen, die ihren sozialen Repräsentanten als Profit, Lohn und Rente zufließen; damit den historisch-bedingten sozialen Charakter der Produktionselemente im kapitalistischen Produktionsprozeß als ihren naturgemäßen, sozusagen von Ewigkeit her, als Elementen des Produktionsprozesses eingeborenen dinglichen Charakter anzusehen [2]). Demgegenüber setzt Marx seinen Standpunkt, daß für ein soziales Verstehen die technischen Bedingungen der Revenüen ganz gleichgiltig sind, da nur die in ihnen gesetzten gesellschaftlichen, spezifisch-menschlichen Verhältnisse in Betracht kommen.

Daher sehen wir bei Marx mit Konsequenz den Standpunkt festgehalten, daß alles, was jährlich zur Verteilung gelangen kann, restlos der menschlichen Arbeit zugerechnet werden muß, menschliche Arbeit allein die Substanz schafft, die sich in den einzelnen Revenüen unter die verschiedenen Gesellschaftsklassen verteilt. Darin liegt keine praktische ethische Gleichheitsforderung, keine Forderung des „Rechts auf den vollen Arbeitsertrag", sondern eine reinen Erkenntniszwecken dienende Begriffsbildung, deren scheinbar politischer Einschlag nur auf das praktische Fundament hindeutet, das alle Kulturwissenschaft trägt [3]). Wollen wir uns einer modernen, bekannten Terminologie bedienen, so können wir sagen, daß der Wertbegriff bei Marx keine positive Wertung in sich schließt, sondern in ihm nur das theoretische Prinzip der Wertbeziehung zum Ausdruck gelangt, insofern er der Aufgabe

1) Es ist klar, daß das Verstehen hier nicht im Sinne des Nacherlebens individuellen psychischen Seins aufgefaßt ist, sondern das Auffassen des von den psychischen Vorgängen in den Einzelnen ganz unabhängigen, über-individuellen, „unwirklichen" Sinns gemeint ist. Vgl. Rickert, Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, S. 522.

2) Kapital, III, 2, S. 361.

3) Das übersehen alle die Marx-Interpreten, die seiner Arbeitswerttheorie einen ethischen Charakter beilegen. So Stammler, Marianne Weber.

dienen will, innerhalb des eng begrenzten Rahmens der Wirtschaftswissenschaft eine individuelle historische Wirtschaftsform, das kapitalistische System, seinem sozialen Wertgehalt nach zu verstehen[1].

6.

Auf dieser Auffassung der Arbeit, als eines Maßes gesellschaftlicher Abhängigkeitsbeziehungen, ist nun die Marxsche Arbeitswerttheorie aufgebaut, die daher ihrem inneren Sinne nach eine soziale Verteilungstheorie darstellt. Marx tritt damit in entscheidenden Gegensatz zu Ricardo, dessen Arbeitswerttheorie in Wahrheit nur eine Preistheorie und dessen Verteilungsbegriff durchaus individualistischer Natur ist. Das Verhältnis von Marx zu Ricardo ist durch Marx' eigene Auffassung, nach der er sich nur als Fortsetzer und Vollender Ricardos fühlte, häufig mißverstanden worden, denn unter den nur äußerlichen Analogien herrschen grundlegende, durch den ganz verschiedenen philosophischen Habitus der beiden Denker bedingte Unterschiede[2].

Es scheint zwar zunächst, als ob auch Ricardos Ausgangspunkt ein sozialer sei; er befreit sich von den noch in Smith's Rentenlehre enthaltenen physiokratischen Bestandteilen, indem er die von der Produktion abgesonderte und verselbständigte Verteilungslehre als Hauptproblem der Theorie abgrenzt; die Verteilungslehre selbst aber führt ihn zur Gegenüberstellung selbständiger Klassen, deren Interessen nicht nur gegeneinander, sondern auch, wie bei den Grundherren und Rentenbeziehern mit denen des allgemeinen Wohles kontrastieren. Aber dieser Begriff der Verteilung hat bei Ricardo einen individualistischen Gehalt; es handelt sich um die Verteilung des naturalen Gesamtertrages, den Anteil jeder der Klassen am gebrauchswertigen Gesamtprodukt, nicht aber, wie bei Marx, um die durch die Verteilung des restlos in menschliche Arbeit aufgelösten „Wert"produkts gesetzten sozialen Beziehungen zwischen den Menschen und Klassen. Gegenüber allem physiokratischen Fetischismus, welcher den naturalen Mehrertrag des technischen Produktionsprozesses unmittelbar gleichsetzt mit dem Einkommen, bedeutet Ricardos Problem-

1) Über die methodische Struktur des Marxschen Wertbegriffes vgl. noch die weiteren Ausführungen am Schluß der Arbeit.

2) Über den Unterschied der Wertlehre von Marx und Ricardo vgl. besonders Diehl, Ricardo, II, S. 94 ff.

stellung den großen Fortschritt, daß ihm das Verteilungsproblem ein Preisproblem ist; das gilt auch für Ricardos Grundrentenlehre, die doch scheinbar auf die verschiedene natürliche Fruchtbarkeit des Bodens basiert ist, denn die Rente ist für Ricardo eine Folge der durch die Konkurrenz herbeigeführten Preisgestaltung, welche den Bewirtschaftern besseren Bodens einen Überschuß des Preises ihrer Produkte über ihre Produktionskosten gewährt; im Gegensatz zu physiokratischen Ansichten ist daher Ricardo mit Marx einig darin, daß „die Rente resultiert aus den gesellschaftlichen Verhältnissen, unter denen der Ackerbau vor sich geht . . . . Die Rente entstammt der Gesellschaft und nicht dem Boden“[1]); in diesem Sinne sagt Ricardo: „Die Rente ist keine Neuschaffung, sondern nur eine Übertragung von Vermögen“[2]).

Soweit Ricardo im Gegensatz zu physiokratischen Ansichten das Verteilungsproblem als ein Preisproblem erfaßt, und somit zur Erklärung aller Einkommenszweige auf den gesellschaftlichen Prozeß der Konkurrenz zurückgriff, geht er mit Marx einig, weshalb dieser auch Ricardos Differentialrententheorie übernehmen konnte. Aber man darf über dieser Übereinstimmung nicht den großen Unterschied zwischen beiden Denkern übersehen. Faßt Ricardo die Verteilung auf als gesellschaftlich bedingte Tatsache, so doch nicht als gesellschaftliches Produktionsverhältnis. Denn Ricardo ist weit davon entfernt, eine absolute Arbeitswerttheorie in dem Sinne einer vollständigen Auflösung des Produktwertes in Arbeit gegeben zu haben. Daher hat er weder den Begriff der abstrakt-allgemeinen Arbeit, noch eine Mehrwerttheorie.

Das, worauf es Ricardo in seiner Verteilungslehre ankam, war, den relativen Anteil festzustellen, welcher durch das Walten der Konkurrenz den einzelnen Gesellschaftsklassen am naturalen Gesamtertrag, „der vereinten Anwendung von Arbeit, Boden, Maschinen und Kapital“ zufließt, sowie die Gesetze der Veränderungen dieses Anteils mit dem allgemeinen Gesellschaftsfortschritt; dieser Anteil wird reguliert durch den Preis, d. h. den in Geld ausgedrückten Tauschwert der Güter; aber nicht jede Preisveränderung bedeutet an sich schon eine Vermehrung oder Verminderung des relativen Anteils am Produktionsertrag. Ganz abgesehen von Veränderungen im Geldwert selbst, kann z. B. eine Erhöhung der Löhne aufgehoben werden durch eine Steigerung

1) Marx, Elend der Philosophie, S. 153.
2) Ricardo, Principles, S. 194.

des Preises der Lebensmittel oder, trotz gleichbleibendem Geldausdruck von Profit und Rente, können infolge gesunkener Güterpreise diese einen größeren Anteil am Gesamtprodukt darstellen. Wenn daher Ricardo in ähnlicher Weise wie Marx hinter den äußerlichen Preiserscheinungen, den Erscheinungen der Konkurrenz einen „wirklichen" Zusammenhang sucht, wenn er, wie es ihm Marx zum besonderen Verdienst anrechnet, versucht, „in die innere Physiologie der bürgerlichen Gesellschaft einzudringen"[1], so besteht doch der grundlegende Unterschied zwischen Marx und Ricardo: für Ricardo bedeutet dieser verborgene innere Zusammenhang nur die Verteilung des naturalen Gesamtertrages unter die einzelnen Klassen, ohne die Beziehungen der Klassen zueinander zu betrachten; Marx dagegen geht tiefer, indem er die hinter der Preisbewegung sich vollziehende Verteilung nicht als Verteilung eines fertigen Gebrauchsgütervorrats unter isolierte Bevölkerungsklassen, sondern als Verteilung restlos in menschliche Arbeit aufgelösten Produkts, des Gesamtwertes, und dadurch als gesellschaftliche Verhältnisse der produzierenden Menschen erfaßt.

Indem nun bei Ricardo die Arbeit als Ursache des Wertes im Dienste der gekennzeichneten Aufgabe steht, ergibt sich, daß Ricardo keine Mehrwerttheorie hat. Es bedurfte gar nicht der vielen, unzweideutigen Stellen, in denen sich Ricardo gegen eine restlose Auflösung des Tauschwertes in Arbeit ausgesprochen hat, um diese besonders durch Marx' Interpretation genährte Auffassung Ricardos zu entkräften, die nur durch wenige Äußerungen Ricardos zu stützen ist: Der ganze Geist der Ricardoschen Betrachtungsart der volkswirtschaftlichen Erscheinungen spricht dagegen. Wer in Ricardo eine Mehrwerttheorie hineininterpretiert, verwischt den fundamentalen methodischen Unterschied zwischen Ricardo und Marx und verdunkelt damit ein richtiges Verständnis beider Denker. Gerade in der so verschiedenen Ausgestaltung der scheinbar ganz analogen Arbeitswerttheorie offenbart sich die grundverschiedene Stellung beider gegenüber den Problemen des gesellschaftlichen Lebens. Für Ricardo, der das Wirtschaftsleben mit den Kategorien der Naturwissenschaft zu begreifen suchte, war die Arbeit, die er ganz im Sinne von Smith als Beschwerde und Mühe faßt, eine neben anderen Ursachen, welche die Höhe des Tauschwertes der Güter bestimmten. „Ich denke zuweilen" — schreibt Ricardo an McCulloch — „daß, wenn es mir vergönnt

1) Marx, Theorien über den Mehrwert, II, S. 3.

gewesen wäre, das Kapitel über den Wert in meiner Schrift jetzt wieder zu schreiben, ich darauf hingewiesen hätte, daß der relative Wert der Produkte nicht durch eine, sondern durch zwei Ursachen geregelt wird; nämlich durch die relative Menge der zur Herstellung des Produktes nötigen Arbeit und durch die Masse des Profits, die während des Zeitraums, der, bis die Produkte verwertet werden, verfließt, vom angelegten Kapital zu erhalten ist." Hier erscheint die Arbeit koordiniert mit anderen Faktoren als die Ursache einer bestimmten Höhe des Tauschwertes, keineswegs als seine Substanz. Ricardo löst das Produkt nicht restlos in Arbeit auf, weshalb auch eine Zurückführung des als Profit dem Unternehmer zufließenden Produktanteils auf die Arbeit bestimmter Gesellschaftsklassen im Sinne der Mehrwerttheorie nicht stattfindet. Dem widerspricht auch nicht der häufig zum Beweis einer Mehrwerttheorie bei Ricardo angeführte Zusammenhang zwischen Lohn- und Profitbewegung; denn, daß ein allgemeines Steigen der Löhne ein Sinken des Profits verursacht, beruht auf dem Verteilungsbegriff Ricardos, daß die unter der Preisbewegung sich vollziehende wirkliche Verteilung, eine Verteilung des naturalen Gesamtertrages ist. Wirken die Kräfte in der Volkswirtschaft dahin, daß von dem gesamten Ertrag auf Arbeitslohn bzw. Grundrente ein größerer Teil abfällt, so müssen sich die Kapitalisten mit einem geringeren Anteil begnügen, denn die relative Verschlechterung ihrer Lage trifft alle Kapitalisten gleichmäßig, so daß sie nicht imstande sind, sie gegenseitig aufeinander abzuwälzen.

In diese Theorie Ricardos, wonach die auf die Güter aufzuwendende Arbeit als wichtigste Ursache der Preisgestaltung und damit der den einzelnen zufließenden Gütermengen erscheint, hat nun Marx, wie wir gesehen haben, einen ganz anderen Gedankengang eingebaut, den wir bisher mit Einseitigkeit herausgehoben haben, um ihn klar hervortreten zu lassen. Danach kam es Marx in seiner theoretischen Analyse der volkswirtschaftlichen Erscheinungen nicht auf die relative Masse von Gebrauchsgütern an, die den isolierten Individuen bzw. Klassen zufallen, sondern seinem auf die soziale Struktur der Gesellschaft gerichteten Blick erscheinen diese Gebrauchsgüter gewissermaßen auf einen sozialen Nenner gebracht, als restlos in menschliche Arbeit, in der oben erörterten Bedeutung als Verausgabung menschlicher Persönlichkeit, aufgelöst die Verteilung der Güter als die konkrete gesellschaftliche Organisation der Arbeitspersönlichkeiten. Damit verwandelt sich ihm unter der Hand die Arbeit, als eine Ursache der Preishöhe, die sie

bei Ricardo war, in die Arbeit, als Maß gesellschaftlicher Abhängigkeitsverhältnisse, aus dem technischen Begriff der Arbeit bei Ricardo wird der soziologische Begriff der abstrakt-allgemeinen Arbeit. Diese Wandlung in Begriff und Bedeutung der Arbeit als Prinzip des Wertes vollzieht sich aber bei Marx nicht als radikale Abwendung von Ricardo, sondern sie ist unter Beibehaltung wesentlicher Motive der Ricardischen Werttheorie in diese hineingebaut, wodurch jene Doppelheit und Unausgeglichenheit entsteht, die die Interpretation der Marxschen Wertlehre so schwierig macht, die nur eine Parallele zu der Zwiespältigkeit des Marxschen Weltbildes überhaupt ist.

II. KAPITEL.

Das quantitative Wertproblem.

7.

Unsere Interpretation der Marxschen Wertlehre beruhte bisher auf einer doppelten, künstlichen Scheidung. Einmal haben wir der Aufgabe unseres Themas gemäß nur die eine Seite der Wertlehre herausheben wollen, welche diese im Gegensatz zu der allgemein verbreiteten naturwissenschaftlichen Auffassung in ihren kulturwissenschaftlichen Motiven erkennen läßt, den Wertbegriff fortentwickelt zu einem Mittel der Analyse der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse; auf der anderen Seite haben wir innerhalb dieses so begrenzten Rahmens wieder zwischen qualitativem und quantitativem Wertproblem geschieden und bisher nur die in dem ersteren gelegenen allgemeinen Bedingungen einer gesellschaftlichen Behandlung des Wertproblems betrachtet. Wenn wir jetzt dazu übergehen, mit einer Erörterung des quantitativen Wertproblems uns der Gestalt, wie sich uns die Theorie bei Marx bietet, zu nähern, so werden wir gleichzeitig auch zu der oben einfach vorausgesetzten Möglichkeit der ersten Trennung in natur- und kulturwissenschaftliche Elemente Stellung nehmen müssen. Wir werden dabei zu dem Resultat kommen, daß diese Trennung möglich ist, indem der beste Beweis für die Zwiespältigkeit der Marxschen Werttheorie uns im III. Band in dem gescheiterten Versuch entgegentritt, zwei ihrem Wesen nach grundverschiedene Aufgaben mit denselben Mitteln lösen zu wollen.

Fragen wir zunächst, wie auf dem Boden unserer bisherigen Auffassung das quantitative Wertproblem zu formulieren ist. In der Auffassung eines Gutes als menschliches Arbeitsprodukt, „als

bestimmtes Maß festgeronnener Arbeitszeit", als „Wert" lag, so sahen wir, noch keine bestimmte Beziehung auf das empirische Austauschverhältnis der Güter. In der Produktion hatten zwar die Produkte einen durch die Arbeitszeit quantitativ zu bemessenden Teil der Persönlichkeit des unmittelbaren Produzenten absorbiert; damit treten die Produkte als bestimmte „Werte" in den Zirkulationsprozeß ein. Aber der Zirkulationsprozeß, als die Domäne des Austausches und der Konkurrenz, enthält nun erst die Bedingungen, die den Wert „realisieren", von denen es abhängt, in welchen Proportionen sich nun der „Wert" unter die am Austauschprozeß beteiligten Klassen verteilt. Da der Wert als eine bestimmte, festgegebene und unveränderliche Größe in die Zirkulation eintritt, kann „Realisation" des Wertes nur noch Verteilung des Wertes bedeuten: in welchem Maße nämlich durch den konkreten Prozeß der Preisbildung die einzelnen Klassen am „Gesamtwert" teilnehmen. Wie auch immer diese Bedingungen der Realisation sich gestalten mögen, an der Größe des Gesamtwertes können sie nichts ändern, sondern nur seine Verteilung unter verschiedene Wirtschaftsubjekte und Klassen kann sich verändern. Der Verkauf einer Ware, die unter technisch rückständigen Bedingungen produziert ist, „unter ihrem individuellen Wert", bedeutet nicht etwa eine absolute Verminderung der vorhandenen Wertmasse, sondern einen für den Käufer vorteilhaften Austausch von mehr Arbeit gegen weniger Arbeit, bei welchem der Verkäufer kein Äquivalent für die hingegebene Arbeitsmenge erhält, seinen Wert nicht ganz „realisiert". Umgekehrt liegt in der durch ein Bodenmonopol gegebenen Möglichkeit, die Produkte „über ihren Wert zu verkaufen", keine Erhöhung der Wertsumme, sondern wieder nur ein bestimmter Verteilungsmodus, nämlich die Tatsache, daß die Käufer von Bodenprodukten durch die Preisgestaltung gezwungen sind, einen Teil des von ihnen erzeugten „Wertes" an die Grundbesitzer ohne Äquivalent abzutreten. „Es bedarf hier keiner Erörterung, daß, wenn eine Ware über oder unter ihrem Wert verkauft wird, nur eine andere Verteilung des Mehrwertes stattfindet, und daß diese verschiedene Verteilung, das veränderte Verhältnis, worin verschiedene Personen sich in den Mehrwert teilen, weder an der Größe, noch an der Natur des Mehrwertes etwas ändert. Im tatsächlichen Zirkulationsprozeß gehen nicht nur die Verwandlungen vor, die wir in Buch II betrachtet, sondern sie fallen zusammen mit der wirklichen Konkurrenz, mit Kauf und Verkauf der Waren über oder unter ihrem Wert, so daß für den einzelnen Kapitalisten der von ihm selbst realisierte Mehr-

wert ebensosehr von der wechselseitigen Übervorteilung wie von der direkten Exploitation der Arbeit abhängt“[1]).

Nirgends tritt unsere Auffassung des Marxschen Wertbegriffs als eines Indikators des sozialen Gehalts der Preiserscheinungen deutlicher hervor, als in dieser stets wiederkehrenden Gedankenwendung: der Wert entstehe im Produktionsprozeß, er realisiere sich aber erst im Zirkulationsprozeß. In dieser Ausdrucksweise tritt es klar zutage, daß der Wert keine aktiv wirkende Ursache mehr ist, sondern seine Verteilung unter den Bedingungen und bewegenden Kräften des Zirkulationsprozesses, d. h. also der Konkurrenz stehe; daß aber andererseits eine bloße Betrachtung der Zirkulationssphäre, der Preisphänomene, ohne sie durch Beziehung auf den Produktionsprozeß als Verteilungsphänomene zu fassen, notwendig ihren sozialen Gehalt verkennen muß. Es ist im Grunde nur wieder seine alte Polemik gegen den „fetischistischen“ Standpunkt, welcher durch die Isolation des Austauschprozesses der Güter von den Bedingungen der Produktion dessen spezifisch menschlichen und gesellschaftlichen Gehalt verkennt, wenn Marx davor warnt, die Bedingungen der Realisation des Wertes mit den Bedingungen seiner Entstehung zu identifizieren,

---

1) Vgl. Kapital, III, S. 17/18. Man vgl. dazu die ähnlichen Stellen: III, 2, S. 381/82: „ . . . ebensowenig wird das Wertgesetz geändert durch den Umstand, daß die Ausgleichung des Profits, d. h. die Verteilung des Gesamtmehrwerts unter die verschiedenen Kapitale und die Hindernisse, die zum Teil (in der absoluten Rente) das Grundeigentum dieser Ausgleichung in den Weg legt, die regulierenden Durchschnittspreise der Waren von ihren individuellen Werten abweichend bestimmen. Dies affiziert wieder nur den Zuschlag des Mehrwertes auf die verschiedenen Warenpreise, hebt aber den Mehrwert selbst, und den Gesamtwert der Waren als Quelle (!) dieser verschiedenen Preisbestandteile, nicht auf.“ III, 2, S. 397: „Der Monopolpreis gewisser Waren würde nur einen Teil des Profits der anderen Warenproduzenten auf die Waren mit dem Monopolpreis übertragen. Es fände indirekt eine örtliche Störung in der Verteilung des Mehrwertes unter die verschiedenen Produktionssphären statt, die aber die Grenze des Mehrwertes selbst unverändert ließe.“ Dies steht scheinbar mit einigen anderen Stellen bei Marx im Widerspruch, so daß wir noch eine Einschränkung machen müssen: an verschiedenen Stellen erkennt nämlich Marx (III, 2, S. 175/76, Th. M., I, S. 233) an, daß nur unter der Bedingung proportioneller Verteilung der Gesamtarbeit unter die verschiedenen Produktionssphären der Wert sich realisiere, daß mit der Verletzung dieser Proportion der Wert der Ware, also auch der in ihr steckende Mehrwert nicht realisiert werden kann. — Dieser Widerspruch zu der obigen Auffassung klärt sich so auf, daß Marx nur den Gleichgewichtszustand auf seinen sozialen Gehalt hin analysieren will, nicht aber die Schwankungen um denselben. Daher bedeuten ihm Abweichungen vom Austausch nach Wert, sofern sie auch bei zur Ruhe gekommenem Gleichgewicht der Konkurrenz eintreten, nur andere Verteilung des Wertes, sofern sie auf den Schwankungen der Konkurrenz beruhen, Veränderungen der Wertgröße.

den Wert in Zirkulationssphäre entspringen zu lassen. Aus dieser Forderung der Synthese von Produktionsprozeß und Zirkulationsprozeß für die volkswirtschaftliche Betrachtung folgt jene spezifische Richtung, welche Marx in der Analyse der Konkurrenz und der Preisbildung fordert und die das Charakteristische des quantitativen Wertproblems ausmacht: zu analysieren, wie durch die preisgestaltenden Kräfte der Konkurrenz, wie sie einer bestimmten historischen Gesellschaftsordnung eigentümlich sind, die Verteilung („Realisation") des gesellschaftlichen „Wert"produktes zustandekommt; in welchen sozialen Resultaten, den einzelnen selbst unbewußt, die privatwirtschaftlichen Strebungen der Wirtschaftssubjekte resultieren; in welchen Verhältnissen sich die Arbeitsprodukte in den typischen Tauschrelationen umsetzen und damit spezifische, gesellschaftliche Verhältnisse gesetzt sind.

Zwar erscheint nun durch diese Auffassung des quantitativen Wertproblems, die hier aus unserer Auffassung des qualitativen Wertproblems folgt, der Konkurrenz in dem Marxschen System eine ihr nicht gebührende Rolle eingeräumt; ja, es erscheint der ganze Zusammenhang auf den Kopf gestellt, denn nach unserer Auffassung sind es die Bewegungen der Konkurrenz, welche die Verteilung des Wertes bestimmen, während doch bei Marx umgekehrt der Wert die Bewegung der Konkurrenz zu bestimmen scheint. Das nötigt uns, näher auf die Stellung der Konkurrenz im System von Marx einzugehen.

8.

Die Stellung, die Marx der Konkurrenz in seinem System anweist, ist eine durchaus zweideutige, indem hier die verschiedenen Motive, die in seiner Werttheorie angelegt sind, um den Vorrang streiten. Wir haben gesehen, wie Marx seinen Gegensatz zur „Vulgärökonomie" zunächst in der Weise auffaßte, daß er die „gesellschaftlichen" Verhältnisse da herausschälen will, wo diese nur die auf den ersten Blick sich darbietende Welt von Dingen sieht. Wenn Marx mit Hilfe des Arbeitswertgedankens die „innere Organisation" der kapitalistischen Produktionsweise gegenüber den „nur äußeren, auf der Oberfläche vor sich gehenden Erscheinungen der Konkurrenz" bloßlegen will, so bedeutete dies noch nicht, wie wir oben ausgeführt haben, den Gegensatz zweier Welten, deren Realitätswert ein verschiedener ist, sondern nur das Hervorkehren einer

Betrachtungsweise der Erscheinungen der Konkurrenz, die auf die Analyse der in ihnen gesetzten sozialen Beziehung zwischen den Menschen als Subjekten ausgeht.

Neben diesen Gedanken, daß die Arbeit ein Indikator sozialer Verhältnisse sei, tritt nun der von der Ricardoschen Arbeitswerttheorie übernommene, daß die Arbeit der Index des Austauschverhältnisses, Ursache der Preishöhe sei; das war nun offenbar von Ricardo nicht so verstanden, daß damit eine außerhalb und über der in der Konkurrenz wirkenden Kräfte stehende Ursache angenommen sei; „Konkurrenz" bedeutet ja nur einen Sammelbegriff, in dem die in Angebot und Nachfrage zutage tretenden Kräfte, die Resultate der auf die wechselnden Marktkonstellationen wechselnd reagierenden Willensentschlüsse der Marktparteien zusammengefaßt ist. Daß der Preis durch die Arbeit reguliert wird, bedeutet daher nicht eine Enttronung des Gesetzes von Angebot und Nachfrage, sondern nur eine nähere Bestimmung und Präzision, der auf beiden Seiten wirkenden Kräfte.

Diese beiden ganz verschiedenen Gedanken, einerseits den Arbeitswert als Mittel der Analyse des „inneren", d. h. des gesellschaftlichen Gehaltes der Preiserscheinungen, andererseits ihn als die Bewegung von Angebot und Nachfrage bedingenden Faktor zu betrachten, hat nun Marx in einer eigenartigen Weise verschmolzen, die damit keines der beiden Momente ganz zu seinem Rechte kommen läßt, indem jedes durch das andere verfälscht wird: der „innere", „gesellschaftliche" Zusammenhang bekommt den Beigeschmack einer selbständigen Kausalreihe, die als „innere", „wirkliche" von den nur äußerlichen Bewegung der Konkurrenz unabhängig ist. — Zwar, solange es sich nur um die Analyse der einfachen Warenproduktion handelt, wo sich nach Marx die Güter im Verhältnis der in ihnen enthaltenen Arbeitsmengen austauschen sollen, ist diese Verschmelzung erst latent vorhanden; das empirische Zusammenfallen von Preis- und Verteilungsproblem verdunkelt hier den Blick für das Auseinandergehen der methodischen Mittel der Behandlung dieser beiden Probleme. Aber innerhalb der kapitalistischen Warenproduktion, wo Wert und Preis auseinanderfallen, mußte diese Verschmelzung zu einer höchst problematischen, ökonomischen Metaphysik werden.

Das ist nun die Quelle jener eigenartigen Vorstellung von Marx, daß der Wert in sich selbst ein Prinzip seiner Bewegung und Verteilung enthalte, daß er, eine Art „automatisches Subjekt"[1]),

1) Kapital, I, S. 117.

in einer mystischen, überindividuellen, d. h. ganz außerhalb des Bewußtseins der einzelnen Produktionsagenten verlaufenden Kausalreihe, die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse bedinge, der gegenüber die Erscheinungen der Konkurrenz eine nur scheinbare Selbständigkeit besitzen. Jetzt ist es nicht mehr die spezifische Gestaltung der Konkurrenzverhältnisse, welche die Verteilung des Gesamtwerts, sondern es ist umgekehrt ein a priori gegebenes, aus der „Selbstbewegung" des Wertes resultierendes Verteilungsschema, welches die Konkurrenz reguliert. Die gesellschaftliche Kausalität der Konkurrenz, der gegenüber der Wille des einzelnen abhängig ist, verwandelt sich in eine übergesellschaftliche, metaphysische Notwendigkeit, der gegenüber die Konkurrenz abhängig ist.

Es ist nur eine Konsequenz aus dieser Auffassung, daß Marx den preisbestimmenden Einfluß der Konkurrenz als nur äußerlichen Schein bezeichnen muß, daß er gegenüber der „inneren" Kausalreihe der Wertbewegung die in Angebot und Nachfrage zutage tretenden Kräfte ausschalten muß. Diese Beseitigung der Konkurrenz nimmt nun Marx auf eine höchst eigenartige Weise vor: anstatt in dem „natürlichen Preis" ein Ergebnis der ins Gleichgewicht gesetzten Kräfte von Angebot und Nachfrage zu sehen, schließt er umgekehrt aus diesem Gleichgewicht, dieser „Deckung von Angebot und Nachfrage", daß diese ihre Wirkung gegenseitig paralysieren, daher aus ihnen der Marktwert der Produkte nicht erklärt werden kann. „Wenn Nachfrage und Zufuhr sich decken, hören sie auch auf zu wirken und eben deswegen wird die Ware zu ihrem Marktwert verkauft. Wenn zwei Kräfte in entgegengesetzter Richtung gleichmäßig wirken, heben sie einander auf, wirken sie gar nicht nach außen, und Erscheinungen, die unter dieser Bedingung vorgehen, müssen anders als durch das Eingreifen dieser beiden Kräfte erklärt werden . . . . . die wirklichen inneren Gesetze der kapitalistischen Produktion können offenbar nicht aus der Wechselwirkung von Nachfrage und Zufuhr erklärt werden . . . . da diese Gesetze nur dann rein verwirklicht erscheinen, sobald Nachfrage und Zufuhr aufhören zu wirken, d. h. sich decken. (!) Nachfrage und Zufuhr decken sich in der Tat niemals, oder wenn sie sich einmal decken, so ist es zufällig, also wissenschaftlich gleich Null zu setzen. In der politischen Ökonomie wird aber unterstellt, daß sie sich decken, warum? Um die Erscheinungen in ihrer gesetzmäßigen, ihrem Begriff entsprechenden Gestalt zu betrachten, d. h. sie zu betrachten, unabhängig von

dem durch die Bewegung von Nachfrage und Zufuhr hervorgebrachten Schein“[1]).

Offenbar ist nun diese Reduktion der Konkurrenz auf bloßen „äußeren Schein“ selbst nur Schein, denn diese auf ganz vagen Analogieschlüssen aufgebaute Argumentation, die übrigens an anderen Stellen Marx zu wiederholen nicht müde wird, läßt sich ebenso zu den umgekehrten Schlußfolgerungen verwerten, die dabei noch größere Wahrscheinlichkeit für sich haben. Das Decken von Angebot und Nachfrage in dem Sinn, daß die effektive Nachfrage gleich dem effektiven Angebot, ist eigentlich eine tautologische Bestimmung, die bei jeder Preislage eintritt; faßt man umgekehrt in Angebot und Nachfrage alle preisbestimmenden Bedingungen zusammen, so decken sie sich nie, auch nie beim Verkauf zum Marktwert; daß endlich ein Gleichgewichtszustand zweier Kräfte nur „anders als durch das Eingreifen der beiden Kräfte“ erklärt werden könnte[2]), ist an sich so unwahrscheinlich, daß vielmehr für die mechanische Analogie gerade das Gegenteil gilt. Böhm-Bawerk[2]) hat zu diesen Punkten alles Notwendige ausgeführt, dem Hilferding in seiner Entgegnung nichts Wesentliches entgegenzusetzen hat[3]).

Es ist erstaunlich, wie Marx, dessen materialistischer Standpunkt in Wahrheit eine positivistische Reaktion gegen die Hegelschen Spekulationen darstellte, hier im Gebiete der Werttheorie eine alles induktive Wissen übersteigende Metaphysik zu vertreten sucht; aber auch hier zeigt sich wie in so vielen anderen Punkten bei Marx, daß seine in polemischer Absicht geschaffene Terminologie sein wirkliches wissenschaftliches Verfahren und seine Ergebnisse verfälscht. Das „an sich“ seiner Werttheorie ist ein ganz anderes als es sich in seinem Bewußtsein darstellt: denn jene ganze, in der „Selbstbewegung des Wertes“ zum Ausdruck gelangende Metaphysik ist nur eine Übertreibung und äußerst schiefe Formulierung seines neuen „gesellschaftlichen“ Standpunktes in der Analyse der Konkurrenz, den er gegen deren „fetischistische Auffassung“ auszuspielen sucht. Weit entfernt davon, die Konkurrenz, „da sie nur die Abweichung der Marktpreise von den Marktwerten“ erkläre, aus seiner Betrachtung auszuschließen, ruft Marx sie vielmehr zur Erklärung jedes konkreten Verteilungsverhältnisses des Gesamtwertes zu Hilfe; nicht nur die primäre Verteilung des

1) Kapital, III, S. 169.

2) Böhm-Bawerk, Zum Abschluß des Marx-Systems, S. 181.

3) Hilferding, Böhm-Bawerks-Marx-Kritik, S. 58/59.

Gesamtwertes zwischen Kapitalisten und Lohnarbeitern ist ein Ergebnis der Konkurrenz; sondern auch die Verteilung des Mehrwertes, die Bildung der Durchschnittsprofitrate ist ausschließlich aus den Motivreihen der Einzelkapitalisten zu erklären. Das „Wertgesetz" ist zuletzt im Gesamtsystem von Marx gänzlich enttront (denn auch in dem Austausch zwischen Kapital und Arbeit herrscht es nur durch eine künstliche Konstruktion), aber die „Wertbetrachtung" ist konsequent durchgeführt. Blickt man von dem im III. Band erreichten Standpunkt auf das Gesamtsystem zurück, so lösen sich alle Unklarheiten in den Dualismus von „Wertgesetz" und „Wertbetrachtung" auf und das Scheitern, der Zusammenbruch des Systems im III. Band, erscheint dann im Gegenteil als der eigentliche Höhepunkt, wo der Marx' eigentümliche Gedankengehalt: die „Wertbetrachtung", und damit der „gesellschaftliche" Ausgangspunkt sich ganz in seiner Reinheit entfaltet. Nicht der dritte Band steht mit dem ersten, sondern der erste steht mit dem dritten in Widerspruch.

Das müssen wir nun noch näher ausführen.

9.

Man hat die Marxsche Werttheorie als eine ökonomische Travestierung der Hegelschen Lehre von der Selbstentfaltung des absoluten Geistes bezeichnet. „Der Mehrwert verhält sich zu Unternehmergewinn, Zins und Grundrente, wie die Hegelsche Idee zu Staat und Geschichte" [1]). In der Tat ist sie in ihrer spekulativen Aufmachung eine Analogon zu jener Auffassung Hegels, die Engels in der von ihm und Marx gegen Bauer gerichteten „heiligen Familie" selbst kritisiert hat: „die Geschichte tut nichts, sie „„besitzt keinen ungeheuren Reichtum"", kämpft keine Kämpfe! Es ist vielmehr der Mensch, der wirkliche, lebendige Mensch, der das alles tut, besitzt und kämpft, es nicht etwa die „Geschichte", die den Menschen zum Mittel braucht, um ihre — als ob sie eine aparte Person wäre — Zwecke durchzuarbeiten, sondern sie ist nichts, als die Tätigkeit des seine Zwecke verfolgenden Menschen" [2]). Man setze hier an die Stelle von Geschichte und Menschen Wert und Kapitalist und man hat aus dem Munde der Urheber selbst eine Ablehnung ihrer spekulativen Wertlehre.

1) Plenge, „Marx und Hegel", S. 158.

2) Nachlaß, Bd. II, S. 195.

Ein lehrreiches Beispiel, was es mit dieser Selbstbewegung des Wertes auf sich hat, bietet Marxens Theorie vom relativen Mehrwert. Wie der Wert selbst in seinem Formwechsel, bald als Ware, bald als Geld als eine „prozessierende, sich selbst bewegende Substanz" erscheint, so noch mehr das Kapital als sich selbst verwertender Wert. Der Zweck Mehrwert zu schaffen sich selbst zu verwerten, sei es durch Verlängerung des Arbeitstages oder durch Verkürzung der notwendigen Arbeit erscheint als der eigene Lebenstrieb des Kapitals, dessen willfährtiger Diener der Kapitalist ist, der „nur personifiziertes, mit Willen und Bewußtsein begabtes Kapital" ist, in welchem „der Automat Willen und Bewußtsein besitzt". So erscheint auch die Erzeugung des relativen Mehrwertes, durch Erhöhung der Produktivität der Arbeit, den Wert der Arbeitskraft und damit den relativen Anteil der Arbeit zu senken, nur ein Ausfluß jenes immanenten Triebs des Kapitals, aus diesem erklärbar und verursacht. Aber Marx führt selbst aus, daß dieses allgemeine Resultat nicht Resultat und Zweck in jedem einzelnen Falle ist. Das, was jenem Vorgang tatsächlich zugrunde liegt, ist vielmehr das Streben der einzelnen Kapitalisten, durch technische und organisatorische Verbesserungen den Überschuß des Marktpreises der Produkte über ihre Selbstkosten zu vergrößern. Es ist vielmehr die unbeabsichtigte, dem einzelnen Kapitalisten ganz unbekannte Folge ihres Tuns, die sich allein dem spezifisch auf die „Wert"betrachtung orientierten Blick erschließt. „Wenn ein einzelner Kapitalist durch Steigerung der Produktivkraft der Arbeit, z. B. Hemden, verwohlfeilert, schwebt ihm keineswegs notwendig der Zweck vor, den Wert der Arbeitskraft und daher die notwendige Arbeitszeit pro tanto zu senken, aber nur soweit er schließlich zu diesem Resultat beiträgt, trägt er bei zur Erhöhung der allgemeinen Rate des Mehrwertes. Die allgemeinen und notwendigen Tendenzen des Kapitals sind zu unterscheiden von ihren Erscheinungsformen" [1]). Wir sehen, wie inadäquat hier die Terminologie dem wirklich gemeinten Gegensatz ist: es handelt sich nicht darum, die Konkurrenz als bestimmte Ursache überhaupt auszuschließen, sondern nur darum, daß ihre Betrachtung und kausale Analyse unter einem nicht in ihr selbst enthaltenen Gesichtspunkt erfolgen soll. Wie schon bei der Analyse des einfachen Tausches die Auswahl dessen, was für die soziale Betrachtung als wesentlich erschien, durch die

1) Marx, Kapital, I, S. 280.

Reduktion des in die mannigfaltigsten Zusammenhänge hineingestellten „Gutes" auf die „Wertabstraktion" erfolgte, so ist es jetzt nur eine Fortentwicklung dieses Gesichtspunktes, wenn die Beziehung auf die Mehrwertbildung, in welcher das leitende gesellschaftliche Produktionsverhältnis der kapitalistischen Produktionsperiode zum Ausdruck kommt, der Analyse der Konkurrenz die Richtung weist; jetzt gilt es zu erforschen, wie die Zweckhandlungen der Kapitalisten, in deren Psychologie Marx wie kein anderer über den dürren, abstrakten homo oeconomicus hinausgegangen ist, auf die Mehrwertgestaltung zurückwirkt; im Begriff des Mehrwertes liegt daher der a priori gegebene Gesichtspunkt als „innere Natur" des Kapitals, welcher die konkrete Kausalanalyse der „äußeren Bewegung des Kapitals" leitet. So haben wir folgenden Ausspruch von Marx zu verstehen, wenn wir von seiner metaphysischen Aufmachung und der schiefen Analogie absehen: „Die Art und Weise, wie die immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion in der äußeren Bewegung des Kapitals erscheinen, sich als Zwangsgesetze der Konkurrenz geltend machen, und daher als treibende Motive dem individuellen Kapitalisten zum Bewußtsein kommen, ist jetzt hier nicht zu betrachten, aber soviel erhellt von vorneherein: wissenschaftliche Analyse der Konkurrenz ist nur möglich, sobald die innere Natur des Kapitals begriffen ist . . . ganz wie die scheinbare Bewegung der Himmelskörper nur dem verständlich, der ihre wirkliche, aber sinnlich nicht wahrnehmbare Bewegung kennt" [1]).

Sehen wir schon hieraus, wie Marx der Konkurrenz de facto eine ganz andere Stellung einräumt, als es nach den oben zitierten Aussprüchen erscheinen möchte, so tritt dieses Verhältnis noch schlagender im III. Bande bei der Konstruktion der Durchschnittsprofitrate hervor. War es bisher noch zweifelhaft, ob wir die Trennung und einseitige Heraushebung der Wertbetrachtung als Mittel soziologischer Analyse der Preiserscheinung gegenüber dem

1) Ganz nahe unserer Auffassung kommt Hilferding (Finanzkapital, S. 201), obwohl sie auch bei ihm schließlich wieder eine Wendung ins Metaphysische bekommt: „Die bürgerliche Ökonomie verwechselt fortwährend die gesellschaftlichen Funktionen der wirtschaftlichen Handlungen mit den Motiven der Handelnden und schiebt die Erfüllung dieser Funktionen den Handelnden als deren Motiv unter, wovon diese natürlich nichts wissen (als ob das nicht gerade die Marxisten häufig täten!). Sie sieht also gar nicht das spezifische Problem der Ökonomie: diesen funktionellen Zusammenhang der wirtschaftlichen Handlungen, durch den sich das gesellschaftliche Leben erfüllen muß, als Ergebnis ganz anderer Motive aufzudecken und aus der notwendigen Funktion selbst die Motivation der kapitalistischen Produktionsagenten zu verstehen."

Ricardoschen „Wertgesetz“ durchführen konnten, so kommt hier im III. Band bei der Konstruktion des Produktionspreises diese Tendenz so rein und isoliert zum Durchbruch, daß sie nur unter der Voraussetzung unserer Interpretation noch einen verständigen Sinn erhält. Bei der reichlichen Polemik, die über den berühmten Widerspruch des I. zum III. Band enstanden ist, hat man, unserer Ansicht nach, nicht immer die Diskussion auf den richtigen Punkt gelenkt; während die Gegner Marxens nachzuweisen sich bemühten, daß das im I. Band aufgestellte Wertgesetz, daß sich die Waren im Verhältnis der in ihnen enthaltenen Arbeitszeit austauschen, durch den Austausch nach Produktionspreis aufgehoben sei und mit diesem unversöhnlichen, auch durch die Scheinargumente Marxens nicht zu beseitigenden Widerspruch sein ganzes System zusammenstürze, haben sich die Anhänger Marxens damit begnügt, das Gegenteil zu behaupten und das Wertgesetz „mit gewissen Modifikationen“ als auch die Produktionspreise beherrschend hinzustellen. Es ist aber noch eine Mittelposition möglich: nämlich zugegeben, daß dieser Widerspruch bestehe, damit aber das Marxsche System nicht für erledigt zu halten, sondern zu fragen, was denn auch bei Aufgabe des Wertgesetzes das Festhalten der Wertbetrachtung im III. Bande noch bedeuten könne.

Daß im III. Band das „Wertgesetz“ gänzlich aufgehoben ist und auch bei weitherzigster Auslegung des Begriffes „Modifikation“ nicht als geltend angenommen werden kann, konnte nur deshalb bestritten werden, weil man bei dem ungeschiedenen Ineinander von „Wertgesetz“ und „Wertbetrachtung“ mit der Aufgabe des ersteren, auch die in der letzteren gelegenen fruchtbaren soziologischen Ergebnisse gefährdet sah. Sehen wir uns die Argumente an, mit denen Marx und seine Anhänger ein Fortbestehen des Wertgesetzes in „modifizierter Weise“ auch im III. Band zu beweisen suchen, so beruhen sie alle auf einer merkwürdigen Verwechslung von Voraussetzung und Resultat. Die Voraussetzung liegt in dem durch den „gesellschaftlichen Standpunkt“ gegebenen Ausgangspunkte von der fixen Größe des Gesamtwertes, dessen Verteilung unter die einzelnen Gesellschaftsklassen auf dem Wege der kapitalistischen Konkurrenz durch die Konstruktion des Produktionspreises erklärt werden soll. Wie und durch welche Kräfte nun auch immer diese Verteilung stattfinden mag, daß die Gesamtsumme der Produktionspreise, die der Voraussetzung nach aus Wertgrößen zusammengesetzt sind, mit der in den Verteilungsprozeß hineingeworfenen Gesamtwertsumme übereinstimmen muß,

ist kein die Herrschaft des Wertgesetzes bestätigendes Resultat, sondern nur eine Wiederholung der Voraussetzung. Ebensowenig folgt daraus, daß der Produktionspreis aus Wertgrößen zusammengesetzt ist, daß er „indirekt" unter der Herrschaft des Wertgesetzes stehe, indem etwa der Gesamtwert den Preisbestandteilen bestimmte Grenzen anweise. Denn das Problem liegt in der unendlich viele Kombinationen zulassenden Teilung des Gesamtwertes, die von Marx keineswegs aus dem Wertgesetz, sondern aus bestimmten Verhältnissen der Konkurrenz abgeleitet wird. Betrachten wir die einzelnen Phasen dieser Zerlegung, so beruht die erste fundamentale Teilung in den durch das Existenzminimum bestimmten Arbeitslohn und den Mehrwert auf der Preisbildung der Arbeit, die Marx nur durch eine gewaltsame Konstruktion unter das „Wertgesetz" subsumieren konnte[1]). In Wahrheit liegt gerade das soziologisch-charakterisierende Moment des Kapitalverhältnisses im Austausch nicht äquivalenter Arbeitsmengen und die Kraft, welche das Austauschverhältnis festlegt, ist nicht das Wertgesetz, sondern die Konkurrenz. Nachdem so von dem Gesamtwert ein Teil ausgeschieden ist, handelt es sich um die Verteilung des restierenden Mehrwerts unter die Unternehmer, Kapitalisten und Grundrentner. Das damit für Profit und Rente gewisse gesetzmäßige Grenzen gegeben sind, indem die Summe dieser Preisbestandteile gleich dem Gesamtwert sein muß, ist wieder keine Bestätigung des „Wertgesetzes", sondern nur die Formulierung der Voraussetzungen des Problems. Denn das Wertgesetz geht ja über das in dem Ausgangspunkt der Wertbetrachtung liegende Postulat, alle Güter nur als Arbeitsprodukte aufzufassen, hinaus, und will etwas über die Verteilung des Arbeitsproduktes aussagen. Bei dieser Verteilung des Mehrwertes auf dem Wege der Durchschnittsprofitrate ist es aber nun wieder die Konkurrenz, und zwar die Konkurrenz in ihrer spezifisch-kapitalistischen Gestalt, als Tendenz zur Ausgleichung der Profitraten, welche das „gesetzmäßige" Ergebnis herbeiführt, das hier in noch strikterem Sinne mit dem „Wertgesetz" in Widerspruch steht, so daß, was in der Preisbildung der Arbeit hinweg-

1) Man vgl. dazu die Kritik von Oppenheimer, Die soziale Frage und der Sozialismus, 1912, S. 114 ff., wo gezeigt wird, daß die Marxsche Konstruktion des Mehrwertes daran scheitert, daß im Lohnvertrag nicht Kauf der Arbeitskraft (= des Arbeitsvermögens), sondern nur Miete stattfindet, der Kauf sich nur auf die Arbeitsleistung, gemessen an der Zeit, erstreckt. Gegenüber den Begriffstufeleien von Marx in bezug auf den Wert ist diese etwas formalistische Kritik ganz an ihrem Platze.

raisoniert wurde, hier offen zugegeben wird[1]). Wir brauchen diese Betrachtung nicht weiter auszudehnen auf die Bestimmung der Grundrente oder die Teilung des Profits in Unternehmergewinn und Zins, denn hier gibt Marx auch nur den Versuch auf, irgend welchen Zusammenhang mit dem Wertgesetz aufrecht zu erhalten; wir erkennen schon jetzt, wie gänzlich irrtümlich die Ansicht Marxens und seiner Anhänger ist, daß auch im III. Band noch das „Wertgesetz" in modifizierter Weise gelte. Das, worauf sich diese Beweise stützen, beruht auf einer Verwechslung von „Wertgesetz und Wertbetrachtung"; die in der letzteren gelegene methodische Voraussetzung, die sich als eine Konsequenz des „gesellschaftlichen Ausgangspunktes" ergab, die durch die Konkurrenz gesetzten Preisbeziehung en ihrer dinglichen Äußerlichkeit zu entkleiden, und durch Auflösung der Preise in Arbeitsbeziehungen ihren sozialen Gehalt herauszuanalysieren — wird nun doch wieder in einen realen Prozeß verwandelt und damit ein neuer Fetischismus geschaffen: das, was nur subjektive Erkenntnisbedingung, scheint ein realer Vorgang im Objekt. Damit hat Marx jenen kritischen Ausgangspunkt, der in der Lehre vom Fetischismus liegt, und der den Arbeitswertgedanken zu einer die soziale Betrachtung erst konstituierenden subjektiven Erkenntnisbedingung verwandelte, wieder verdunkelt und mit einem dogmatischen Standpunkt vertauscht. Aber sehen wir ab von dieser subjektiven Täuschung, so erhellt doch gerade erst aus dem III. Band die Eigenart dieser sozialen Betrachtungsweise, und wenn auch formal an der Beziehungsetzung von Wert und Preis vieles auszusetzen sein mag, so liegt doch in der Problemstellung des III. Bandes das eigentlich Charakteristische und Neue. Die Kombination der Konkurrenz mit dem Arbeitswertgedanken, die den meisten Kritikern Marxens vom Standpunkt des „Wertgesetzes" mit Recht als Inkonsequenz galt, erscheint jetzt als konsequente Formulierung des „quantitativen Wertproblems", ganz wie wir es oben dargestellt haben. Im III. Band sucht Marx eine Antwort auf die Frage zu geben, in welchen Verhältnissen sich unter dem bedingenden Einfluß der kapitalistischen Konkurrenz der „Gesamtwert" unter die verschiedenen Klassen verteilt, welche gesellschaftlichen Verhältnisse sich daher, den einzelnen selbst unbewußt, als Resultante der privaten Bestrebungen der Kapitalisten

1) Auch der Ausgangspunkt vom Wertgesetz ist nur ein rechenmäßiger; er fungiert dabei als bestimmter Normalzustand, von dem die tatsächlichen Zustände als Variationen sich darstellen.

ergeben; er untersucht die Preisgestaltung der kapitalistischen Konkurrenz auf ihren sozialen Gehalt hin.

10.

Die Verquickung von Wertgedanken und Konkurrenz, wie sie in dem quantitativen Wertproblem enthalten ist, hat einen weiteren Ausdruck gefunden in dem Begriff der „gesellschaftlich-notwendigen" Arbeit. Sie gibt bekanntlich das Maß für das Verhältnis, in welchem innerhalb der einfachen Warenproduktion getauscht wird und sie wird von Marx definiert als: „Arbeitszeit, erheischt um irgendeinen Gebrauchswert mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen." Aber an anderen Stellen [1]) geht Marx über diese rein technische Definition hinaus, indem er die Bedingung hinzufügt, daß es vielmehr die zur Befriedigung des quantitativ umschriebenen gesellschaftlichen Bedürfnisses notwendige Arbeitszeit sei, nach welcher sich das Austauschverhältnis der Güter einstelle. Hier erscheint also das Bedürfnis, die Konkurrenz als letzter bedingender Faktor: der Gebrauchswert erscheint nicht nur so ganz allgemeinhin als Voraussetzung des Wertes, sondern das quantitativ bestimmte gesellschaftliche Bedürfnis gibt das Maß der in diesem oder jenem Produktionszweig aufzuwendenden Arbeit, und damit den Wert nicht nur der Produktionsmenge, sondern auch des einzelnen Produktes an.

Diese Erweiterung des Begriffes der gesellschaftlich-notwendigen Arbeitszeit durch die Bezugnahme auf das „gesellschaftliche Bedürfnis" als bedingender Faktor, muß für einen Standpunkt, welcher im Wert bei Marx ein objektiv verursachendes Agens sieht, als Inkonsequenz erscheinen, weshalb man in ihr eine bloß exaktere Formulierung der allgemeinen Voraussetzung alles Wertes, überhaupt Gebrauchswert zu sein, sehen wollte [2]). Diese Auffassung drängt aber die Rolle der Konkurrenz ebenso über Gebühr zurück, wie sie von der in das entgegengesetzte Extrem verfallenden Auffassung überschätzt wird, die behauptet, jeder durch die Konkurrenz festgesetzte Preis sei identisch mit dem Wert, da dieser nicht von der tatsächlich aufgewendeten, sondern vielmehr von der

1) Z. B. Kapital, I, S. 71/72; III, 2, S. 175/76; Th. M., I, S. 235.

2) T. Gregorovici, Die Wertlehren von Marx und Lasalle.

zur Befriedigung des jeweiligen gesellschaftlichen Bedürfnisses notwendigen Arbeit, deren quantitative Bestimmung eben durch die Konkurrenz normiert werde, abhänge; so kam Landé zu der offenbar falschen Leugnung aller Möglichkeit der Divergenz von Wert und Preis. Beide Auffassungen lassen sich durch das gleiche Argument widerlegen, daß ohne nähere Bestimmung dessen, was unter Befriedigung des gesellschaftlichen Bedürfnisses zu verstehen ist, man bei jeder Preislage, sofern nur die Ware überhaupt verkauft wird, von einer solchen sprechen kann; bei Überproduktion entspricht daher die Ware immer noch der Bedingung, „gesellschaftlicher Gebrauchswert überhaupt" zu sein, findet Befriedigung der gesellschaftlichen Bedürfnisse statt, die Waren müßten daher nach beiden Anschauungen den Wert ganz realisieren.

Fragen wir uns, was es überhaupt heißt, das quantitativ bestimmte Bedürfnis bestimme das Ausmaß der aufzuwendenden gesellschaftlich-notwendigen Arbeit, und damit auch den Wert, so werden wir auf die Feststellung der Bedingungen der „Befriedigung des gesellschaftlichen Bedürfnisses" hingelenkt. Die besonderen gesellschaftlichen Bedürfnisse nach den verschiedenen Warensorten gelten aber für Marx als befriedigt", wenn die gesamte gesellschaftliche Arbeitskraft in solchen Proportionen in die einzelnen Produktionszweige einrangiert ist, daß die aus Angebot und Nachfrage resultierenden Preise im Verhältnis der in den Gütern enthaltenen — gesellschlich-notwendigen Arbeit in jenem ersten technischen Sinne stehen. Durch die Hinzufügung der Formel vom gesellschaftlichen Bedürfnis wird also die Austauschrelation in ihrer Höhe nicht im geringsten verändert. Insofern hat die Auffassung recht, daß es nach wie vor, allein auf das technisch-notwendige Quantum Arbeit ankomme. Aber was sich unter jenem unklaren Doppelsinn von gesellschaftlich-notwendiger Arbeit verbirgt, ist eine nähere Präzision der Bedingungen, unter denen sich diese Austauschrelation realisiert; daß nämlich die gesellschaftlich-notwendige Arbeit keine aktiv wirkende Ursache ist, sondern ein in den Schwankungen der Konkurrenz sich durchsetzendes Resultat. So finden wir auch hier unsere Auffassung des quantitativen Wertproblems bestätigt.

II.

Nach unserer bisherigen Darlegung der Marxschen Werttheorie könnte es so scheinen, als ob wir uns der Ansicht an-

schließen würden, die eine Vereinigung der Marxschen Werttheorie mit der Grenznutzentheorie für möglich hält. Solche Auffassung ist von verschiedener Seite geäußert worden[1]; doch ist man dabei über einige vage Andeutungen nie hinausgekommen, die der Tatsache Rechnung tragen, daß Marx den Gebrauchswert und die Konkurrenz in seine Problemstellung hineingezogen hat; man kam zu keiner klaren Auffassung des Verhältnisses von Marx zu den Grenznutzlern, weil man infolge der Unklarheit, die über die methodische Bedeutung der Arbeitswertbetrachtung herrschte, den Vereinigungspunkt an einer ganz falschen Stelle suchte. Denn spielt man die zu vereinigenden Gegensätze auf den Unterschied von subjektiver und objektiver Werttheorie hinaus, und sucht die Versöhnung in der Richtung der Ausführungen von Dietzel und Marshal, so hat man das Thema auf einen falschen Punkt fixiert. Nicht der objektive, sondern der „gesellschaftliche" Ausgangspunkt ist das für Marx spezifische, und es fragt sich, wie dieser sich zur subjektiven Wertlehre verhält.

Allerdings, daß der „gesellschaftliche" Ausgangspunkt das Unterscheidende und Trennende der Marx' Werttheorie ist, ist schon häufig betont worden. Gerade darauf sucht Hilferding den unüberbrückbaren Gegensatz von Marx und den Subjektivisten zu basieren, wenn er gegen Böhm ausführt: „. . . diesen gesellschaftlichen Zusammenhang sieht der Vertreter der psychologischen Schule der Nationalökonomie nicht; er mißversteht daher notwendig eine Theorie, die darauf ausgeht, gerade die gesellschaftliche Bedingtheit der volkswirtschaftlichen Erscheinungen aufzudecken, deren Ausgangspunkt daher die Gesellschaft und nicht das Individuum bildet . . ."[2]) und ähnlich Sombart, für welchen der „gesellschaftliche" und der „objektivistische Standpunkt" ungetrennt ineinanderfließen: „Man kann es in einem Wort zusammenfassen: es ist ein extremer Objektivismus, der das ökonomische System von Marx charakterisiert. Hier im Marxschen System mündet der Strom, der von Quesnay ausgeht, über Ricardo zu Rodbertus weitergeht: die streng objektivistische Betrachtungsweise des Wirtschaftslebens, die von der wirtschaftenden Gesellschaft ihren Ausgangspunkt nimmt und zu dieser zurückkehrt, die die gesellschaftlichen Zusammenhänge aufzudecken sucht, welche über die Einzelwirtschaft und die wirtschaftlichen Vorgänge in letzter Instanz entscheiden." Hier wird nun immer mit einem

1) Z. B. von Bernstein, Hammacher, v. Struve.

2) Hilferding, Böhm-Bawerks-Marx-Kritik, S. 51/52.

Begriff der Gesellschaft und des gesellschaftlichen Zusammenhanges operiert, der Marx in einen Gegensatz zu dem individualistischen Ausgangspunkt der subjektiven Wertschule bringen soll; aber in dem Sinne, wie hier das Gesellschaftliche gefaßt ist, existiert der Gegensatz nicht, vielmehr liegt er in einer ganz anderen Richtung, die von Hilferding zwar gefühlt, aber nicht klar herausgestellt ist. Wir müssen daher zunächst feststellen, was wir bei Marx nicht als wesentlichen gesellschaftlichen Ausgangspunkt auffassen, um sein Verhältnis zur subjektiven Wertschule zu verstehen.

Der Begriff des Gesellschaftlichen spielt bei Marx eine große Rolle und er bezeichnet für ihn die verschiedensten Dinge. Am primitivsten ist dabei die Bezeichnung nur massenhafter Vorgänge als gesellschaftlicher, wobei auch sozialpsychologische Bemerkungen zu Klassenbildung vorkommen. Komplizierter ist schon die Auffassung des Gesellschaftlichen als des Durchschnittlichen, wobei sich Marx häufiger auf Quetelets Theorie vom mittleren sozialen Menschen beruft. Dabei erscheint das Durchschnittliche zunächst nur als rein repräsentative, zahlenmäßige Größe ohne jede Beziehung auf reale Zusammenhänge, wie etwa im Begriff der gesellschaftlichen — d. h. durchschnittlichen Zusammensetzung des Kapitals, aber auf der anderen Seite erweitert sich die Vorstellung des Durchschnittlichen als des eigentlich Gesellschaftlichen in dem Sinne, daß das Durchschnittliche als Resultante der mannigfaltigsten Wechselwirkung der Individuen gefaßt wird, so daß es auf die Vorstellung eines überindividuellen, den einzelnen beherrschenden Zusammenhang hinauskommt, wie er sich in dem Gesetzen der Konkurrenz in der Preisbestimmung auswirkt. So charakterisiert Marx die Konkurrenz als eine Sphäre[1]), „die, jeden einzelnen Fall betrachtet, vom Zufall beherrscht ist; wo das innere Gesetz, das in diesen Zufällen sich durchsetzt und sie reguliert, nur sichtbar wird, sobald diese Zufälle in großen Massen zusammengefaßt werden, wo es also den einzelnen Agenten der Produktion selbst unsichtbar und unverständlich bleibt". Und noch charakteristischer führt Marx an einer anderen Stelle aus[2]): „. . . . es . . ist die Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit, und die wechselseitige Ergänzung, der Stoffwechsel ihrer Produkte, die Unterordnung unter, und Einschiebung in das gesellschaftliche Triebwerk, dem zufälligen, sich wechselseitig aufhebenden Treiben der einzelnen kapitalistischen Produzenten überlassen.

1) Kapital, III, 2, S. 365.
2) Kapital, III, 2, S. 417.

Da diese sich nur als Warenbesitzer gegenübertreten und jeder seine Ware so hoch als möglich zu verkaufen sucht (auch scheinbar in der Regulierung seiner Produktion selbst nur durch seine Willkür geleitet ist), setzt sich das innere Gesetz nur durch vermittelst ihrer Konkurrenz, ihres wechselseitigen Drucks aufeinander, wodurch sich die Abweichungen gegenseitig aufheben. Nur als inneres Gesetz, den einzelnen Agenten gegenüber als blindes Naturgesetz, wirkt hier das Gesetz des Wertes und setzt das gesellschaftliche Gleichgewicht der Produktion inmitten ihrer zufälligen Fluktuationen durch."

In diesem Aufsuchen „der ökonomischen Bedingungen, die vom Willen des einzelnen unabhängig sind", eines gesellschaftlichen Zusammenhanges, der den einzelnen in seinen Willensentscheidungen bedingt und abhängig macht, liegt nun keineswegs eine für Marx' charakteristische und ihn von der subjektiven Wertlehre unterscheidende Eigenart. Denn jener sind ebensowenig überindividuelle den einzelnen bedingende Zusammenhänge fremd, wie andererseits Marx mit der subjektiven Wertlehre ganz den „atomistischen" Ausgangspunkt teilt, daß die Analyse des empirischen Gesellschaftslebens immer auf die einzelnen Individuen als die letzten Elemente führt. Schon die starke Betonung der Konkurrenz bei Marx führt darauf, daß der „methodische Individualismus" (Schumpeter) sein Ausgangspunkt ist und daher sein unterscheidender gesellschaftlicher Standpunkt in einer ganz anderen Richtung liegt. Wir haben schon oben gesehen, daß Marx mit der Vorstellung einer überempirischen, über die Köpfe der einzelnen hinwegspielenden Kausalreihe zwar kokettiert, aber tatsächlich für ihn doch die Konkurrenz und damit die einzelnen Individuen die letzten bewegenden Kräfte sind. In diesem Sinne ist für Marx die Gesellschaft nicht mehr oder weniger Summe der einzelnen, als sie es für die subjektive Wertlehre ist.

Auf der anderen Seite steht die subjektive Wertlehre in ihren Bestrebungen der Aufdeckung objektiver, dem Willen der einzelnen entzogener und in diesem Sinne „gesellschaftlicher" Zusammenhänge Marx nicht nach. Ganz allgemein hat das seinen prägnantesten Ausdruck in dem von Schumpeter formulierten Prinzip der Interdependenz der Preise, d. h. der mathematisch bestimmbaren Abhängigkeit aller Preise, Werte und Gütermengen innerhalb des Systems der freien Konkurrenz gefunden. Zwar die Grenznutzentheorie geht bei der Entwicklung ihrer Grundlehre von Wert, vom isolierten, psychologischen Subjekt aus, und wie

ihre erste und wichtigste Prämisse, das Gesetz von dem abnehmenden Reiz bezw. Wohlbehagen zunehmender Mengen von Gütern, seine naturwissenschaftliche Grundlage in einer Erkenntnis der empirischen Psychologie findet, so scheint auch dieser rein naturwissenschaftliche asoziale Gehalt auf die daraus abgeleiteten Sätze überzugehen. Es ist nicht zum mindesten dieser einer naturwissenschaftlichen Disziplin entlehnte Ausgangspunkt, welcher die naturalistische Grundstimmung der Grenznutzler und die Ansicht von der ewigen, aller historischen Entwicklung entzogenen Geltung ihrer Wertgesetze hervorgerufen hat. Nun sind zwar diese Wertgesetze selbst „Psychologie" in ganz anderem Sinne als das zugrunde gelegte psychologische Grundfaktum. Es sind rationale Zweckzusammenhänge[1]), die unter Zugrundelegung einer bestimmten Willensmaxime, dem Streben nach Erreichung eines Nutzenmaximums, sich in eine Reihe gesetzmäßiger, teleologischer Zusammenhänge auseinanderfalten, durch Einführung immer neuer, spezifizierender Mittelkonstellationen; das „psychologische Grundfaktum" geht dabei in diesen teleologischen Willenszusammenhängen nur als Erkenntnis ein; es ist, wie sich Böhm-Bawerk ausdrückt, „die ganze Theorie vom subjektiven Werte nichts anderes als eine große Kasuistik darüber, wann, unter welchen Umständen, und wie viel von einem Gute für unsere Wohlfahrt abhängt". Folgt aus dieser Einsicht in die zweckrationale Struktur der „Wertgesetze" ihr methodischer Unterschied, von aller naturwissenschaftlichen, empirischen Psychologie, so könnte dennoch der Unterschied der subjektiven Wertschule zu Marx, wie ihn etwa Hilferding formuliert, bestehen bleiben: „Statt ökonomischer, gesellschaftlicher Beziehung wählt sie (die subjektivistische Auffassung) zum Ausgangspunkt ihres Systems, die individuelle Beziehung zwischen dem Menschen und den Dingen. Sie betrachtet diese Beziehung vom psychologischen Standpunkt als eine natürliche, unabänderlichen Gesetzen folgende"[2]). Diese Auffassung scheint in der Tat eine Stütze in dem Vorgehen der Grenznutzler zu finden, denn ihre Theorie des objektiven Tauschwertes, des Preises scheint nur eine Übertragung und genaue Analogie zu den in der Betrachtung der isolierten Wirtschaft gewonnenen Ergebnissen, wo sich lediglich Mensch und Güterwelt gegenüberstehen[3]).

1) Vgl. Max Weber, Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie (Logos, Bd. IV, 3).

2) Böhm-Bawerk, Marx-Kritik, S. 61.

3) Man vgl. dazu die instruktive Gegenüberstellung bei Stolzmann, Zweck in der Volkswirtschaft, S. 686 ff.

Wie sich hier, unabhängig von aller rechtlichen und sonstigen sozialen Ordnung das Kostengesetz, oder die Wertbildung komplementärer Güter rein aus der Innerlichkeit des Subjekts heraus ableiten läßt, das Individuum daher in gewissem Sinn souverän und nur den Faktizitäten der umgebenden Natur unterworfen ist, so scheint auch bei Übertragung dieser Zusammenhänge auf die Preistheorie, wo ein ganz analoges Kostengesetz oder Zurechnungsproblem besteht, diese Stellung des Individualismus gewahrt und damit alle über das Individuum hinausgreifende, aus dem Zusammenwirken der Individuen hervorgehende spezifische gesellschaftliche Zusammenhänge geleugnet. Verstärkt wird noch dieser Eindruck durch eine darauf abzielende Terminologie, welche sich überall bemüht, den Parallelismus zwischen Wert- und Preisvorgängen aufrecht zu erhalten und damit sogar mitunter in die irreführende Analogie verfällt, die Gesellschaft selbst als bedürfnissehabendes Individuum zu hypostasieren.

Sieht man näher zu, so bemerkt man, daß dieser scheinbar extrem-individualistische Ausgangspunkt nur Schein ist und mit dem Übergang von der Werttheorie zur Preistheorie die Grenznutzentheorie alle jene Elemente in sich aufnimmt, die sie zunächst nicht im geringsten weniger „gesellschaftlich" erscheinen lassen als die marxistischen Theorien. Denn das Zusammenwirken der Individuen in der Preisbildung kann nur unter der Voraussetzung einer bestimmten rechtlichen Ordnung vollzogen werden, die damit den Preisgesetzen der subjektiven Werttheorie einen ebenso relativen, historisch bedingten Charakter verleiht. Wenn Böhm-Bawerk nachzuweisen sucht, daß es auch einen Zins im Sozialistenstaat gebe, so gelingt ihm das nur durch eine petitio principii, indem er auf der Voraussetzung der freien Konkurrenz erklärte Preistatsachen (Wertdifferenz gegenwärtiger und zukünftiger Güter) unverändert in die ganz anders geartete Rechtsordnung der sozialistischen Gesellschaft hinübernimmt. Zu dem historisch bedingten Charakter tritt aber auch bei den auf subjektiver Grundlage gewonnenen Preisgesetzen das noch wichtigere Moment des sozialen, über das einzelne Individuum hinausgreifenden Zusammenhangs. Schon die einfache Preisbildung erweist jeden Gleichgewichtspreis als Grenzpreis, der das Produkt eines gesellschaftlichen Zusammenhanges ist, in den der einzelne ebensosehr als bedingtes wie als bedingendes Glied eingereiht ist. Ein noch durchgreifenderer gesellschaftlicher Zusammenhang setzt sich aber in dem Kostengesetz durch, zu dessen Begründung Böhm-Bawerk

genau wie Marx und die klassische Schule auf die Hypothese einer Durchschnittsprofitrate zurückgreifen muß. Denn die Verteilung der originären Produktivkräfte auf die einzelnen Produktionszweige, so, daß der aus Angebot und Nachfrage resultierende Preis den Unternehmern überall gleiche Gewinnchancen bietet, ist nicht, wie es uns Böhm-Bawerk, durch geschickte Wahl seiner Terminologie gestützt, glauben machen möchte, ein Anwendungsfall des „großen Gesetzes des Grenznutzens", indem die gesellschaftliche Wirtschaft im ganzen in analoger Weise über ihre Gütervorräte disponiert, wie der isolierte Einzelwirt; sondern es ist der etwas stiefmütterlich behandelte, als deus ex machina plötzlich auftretende „Geschäftsgeist der Unternehmer"[1]), der diese Verteilung bewirkt, der seinem Wesen nach genau die gleiche Voraussetzung darstellt wie die von Marx: „daß die Waren nicht einfach als Waren ausgetauscht werden, sondern als Produkte von Kapitalien, die im Verhältnis zu ihrer Größe . . . gleiche Teilnahme an der Gesamtmasse des Mehrwerts beanspruchen"[2]). Betrachten wir aber endlich eine so spezielle Theorie wie etwa Böhms Zinstheorie, so sehen wir nicht weniger objektive, von den „Launen der Besitzer" gänzlich unabhängige Bedingungen die Profithöhe regulieren, wie bei Marx. Wie bei Marx, wenn auch durch ganz andere Zusammenhänge vermittelt, schließlich die Produktionstechnik für die Profitbewegung den entscheidenden Faktor abgibt, so sehen wir auch bei Böhms Profittheorie in dem durch die Konkurrenz vermittelten gesellschaftlichen Zusammenhang neben den Kollektivgrößen von gesellschaftlichem Subsistenzfond und Arbeiterzahl die technischen Produktionsverhältnisse einen entscheidenden Einfluß auf die Profithöhe ausüben.

Nach alledem scheint es uns nicht zutreffend, das Unterscheidende des „gesellschaftlichen" Standpunktes von Marx mit dem dahin interpretierten Gegensatz von subjektiver und objektiver Werttheorie zu identifizieren, daß Marx die objektiven gesellschaftlichen Zusammenhänge da aufdeckte, wo die subjektive Wertlehre nur Willkür und Zufälligkeit subjetiver Bewertungen sehe. Macht man dieses Kriterium der „gesellschaftlichen Bedingtheit" gelten, so besteht vielmehr zwischen den beiden Auffassungsweisen kein Gegensatz: für die subjektive Werttheorie gibt es in den Preiserscheinungen nicht weniger aus der Art des sozialen Zusam-

1) Vgl. Böhm-Bawerk, Kapital, II, S. 417.
2) Marx, Kapital, III, S. 155.

menwirkens der Individuen entspringende Gesetzmäßigkeiten als für Marx.

Worin liegt nun aber das Unterscheidende, welches die Marxsche Werttheorie als eine „gesellschaftliche" von der subjektiven Wertlehre trennt? Man kann das Problem der Gesellschaft in prinzipiell doppelter Weise stellen[1]), und je nach der Stellungnahme kommt man zu ganz verschiedener Problemstellung bei der Forderung eines sozialen Ausgangspunktes in der Werttheorie: Man kann nämlich entweder das Eigenartige des Sozialen in einer besonderen Beschaffenheit der kausalen Zusammenhänge sehen, einem besonderen inhaltlichen Kriterium, etwa einer besonders gearteten Wechselwirkung zwischen den Individuen, wodurch spezifische soziale Vorgänge gegen anders geartete abgegrenzt werden; oder aber das Soziale liegt in einem eigentümlich gerichteten Erkenntnisziel, nicht in der Beschaffenheit des Objektes, sondern in einem formalen, durch die subjektive Betrachtungsart charakterisierten, besonders methodischen Ausgangspunkt. Wir haben gesehen, daß sich in der ersteren Beziehung Marx nicht von den Grenznutzlern durch ein besonderes, inhaltlich neues Kriterium unterscheidet. Wir müssen den Unterschied vielmehr in der zweiten Richtung suchen; denn es ist das prinzipiell anders gerichtete Erkenntnisziel, das Marx aus dem gleichen „Erfahrungsobjekt" ein prinzipiell anderes „Erkennungsobjekt" herausheben läßt, ihn an den Verkehrsvorgängen ganz andere Merkmale als wesentlich hervorheben läßt, als die subjektive Wertlehre.

Es ist im Gange der Arbeit schon hervorgetreten, in welcher Richtung dieses anders geartete Erkenntnisziel seiner Werttheorie liegt. Während die Grenznutzentheorie die Wirklichkeit der Verkehrsvorgänge auf ihr bloßes Dasein hin ansieht und sich ihre Aufgabe in einer bloßen Erklärung der in jeder Beziehung als wertfrei gedachten Vorgänge erschöpft, in diesem Sinn also die Verkehrsvorgänge nur als im Naturzusammenhange stehend aufgefaßt werden, sucht Marx dieselben Verkehrsvorgänge in ihrer Kulturbedeutung zu erfassen, indem er durch Beziehung auf eigengeartete soziale Werte aus den Tauschvorgängen das sozial Bedeutsame herauszuheben und seinem Sinn nach verständlich zu machen sucht. Wir haben gesehen, welches besondere, dem Recht verwandte, und sich doch in bestimmter Richtung von ihm unterscheidende Wertgebiet für Marx die Auswahl des wesentlichen

1) Vgl. Spann, Wirtschaft und Gesellschaft, S. 141 ff.

bestimmt und wie die Eigenschaft der Güter als menschliche Arbeitsprodukte dabei in den Vordergrung trat, wie die wirtschaftlichen Güter eigentlich erst zu „Gütern", d. h. kulturbedeutsamen Objekten werden, wenn wir sie als Arbeitsprodukte auffassen. Soweit es sich daher um Erklärung der Verkehrsvorgänge handelt, besteht bei allem Unterschied im einzelnen doch zwischen subjektiver Wertlehre und Marx kein prinzipieller Unterschied; das haben alle die gesehen, welche die subjektiven Elemente in der Marxschen Wertlehre hervorhoben und eine Versöhnung der Marx' Wertlehre mit der Grenznutzentheorie für möglich halten; aber, und das ist das unterscheidende, die kausale Analyse nimmt bei Marx von vornherein eine andere Richtung ein, indem der durch die Wertbeziehung herausgehobene erklärungsbedürftige Tatsachenkomplex ein anderer ist, als der, den die subjektive Wertlehre betrachtet. Nicht das „wie", sondern das „was" der Erklärung begründet den Gegensatz zwischen den beiden Wertschulen.

12.

Wir haben im Eingang unserer Arbeit ihren Gegenstand eng begrenzt, indem wir uns darauf beschränken wollten, eine bestimmte, bisher nicht mit Deutlichkeit herausgehobene Seite der Marxschen Wertlehre darzustellen, in welcher der eigentümliche, methodische Ausgangspunkt der in der Forderung „gesellschaftlicher" Kategorien gipfelte, zum Ausdruck kommt. Diese mehr methodologische Absicht brachte es mit sich, daß unsere Interpretation notwendig einseitig und unvollständig war, indem sie aus der Marxschen Ökonomie deren methodologische Struktur, wie wir sahen, keineswegs eine einheitliche ist, nur das hervorheben wollte, was unsere Auffassung des sozialen Ausgangspunktes bei Marx entweder begründet, oder durch sie neu beleuchtet wird. Dieses Vorgehen ist deshalb nicht willkürlich, weil gerade die Bestrebungen, die soziale Seite der Werterscheinungen gegenüber der Grenznutzentheorie mehr zur Geltung bringen, an Marx Anlehnung suchen, ohne daß doch immer über die Eigenart von dessen sozialen Ausgangspunkt richtig Klarheit bestände. Bei diesem mehr methodologischen Interesse geht es über den Rahmen dieser Arbeit hinaus, nun auch in eine materielle Prüfung der Anwendung des Arbeitswertgedankens bei Marx einzutreten; es entsteht die Frage, ob seine Analyse der Verkehrsvorgänge auf die in ihnen enthaltenen

sozialen Arbeitsbeziehungen, wenn man auch ihren methodischen Ausgangspunkt billigt, nun auch materiell richtig ist; es mag hier nur darauf hingewiesen werden, das Lexis der Marxschen Auffassung der Verteilung eine andere entgegengesetzt hat, wonach der Kapitalgewinn nicht aus dem Austausch von Kapitalisten und Lohnarbeitern, sondern von Kapitalisten und Konsumenten seinen Ursprung hat. Die unentgeltliche Übertragung eines Teiles des Arbeitsproduktes der Arbeiterklasse auf die Kapitalistenklasse fände dann nicht beim Kauf der Arbeitskraft, sondern bei Verkauf der Konsumtionsgüter an die Lohnarbeiterklasse statt. — Auch mag Marx bei seiner Analyse der Produktionsverhältnisse zu einseitig nur den Gegensatz von Kapitalisten und Arbeiterklasse berücksichtigt haben. Mit der neuzeitlichen Entwicklung der Produzentenmonopole, des Finanzkapitals, besonders auch der wachsenden Bedeutung der Grundrente mögen hier ganz neue Produktionsverhältnisse entstanden sein. Das alles würde nur die einhaltliche Durchführung des an sich richtigen Prinzips berühren. Aber es erhebt sich noch weiter die Frage, ob bei Anerkennung des formalen Prinzips des gesellschaftlichen Ausgangspunktes dessen inhaltlicher Bestandteil, die Arbeit und der Arbeitswert das allein richtige Mittel der sozialen Analyse der Verkehrsvorgänge darstellen. Diese Frage führt über das Bereich der Einzelwissenschaft hinaus, und es ist nur von der Philosophie aus möglich, jenes eigentümliche, von Marx mehr erschaute, als begrifflich klar abgegrenzte, dem Recht verwandte, soziale Wertgebiet der „gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse“ in seiner Eigenart zu erfassen, um vielleicht den Arbeitswert durch ein anderes a priori zu ersetzen. Aber selbst wenn alle diese Fragen zu ungunsten von Marx eine Lösung finden sollten, so wären diese Korrekturen doch sekundär gegenüber der vollständigen Umwälzung, die Marx in der Form des Denkens sozialer Erscheinungen gefordert hat.

Auf die Herausarbeitung dieser formalen Seite kam es uns aber zunächst an. Es kann daher nur als Aufgabe bezeichnet werden, zu untersuchen, wie Marx diesen seinen allgemeinen methodischen Gesichtspunkt nun in der Behandlung der Einzelprobleme entfaltet hat. Das möge zum Schluß noch an der Geldtheorie von Marx skizziert werden, ohne daß allerdings hier schon eine eindringliche Analyse gegeben werden könnte.

Ebenso wie bei den anderen ökonomischen Erscheinungen, dem Tauschwert, der Ware, dem Kapital usw. sucht Marx auch

das Geld als gesellschaftliches Produktionsverhältnis aufzufassen, das in ihm zum Ausdruck gelangende gesellschaftliche Verhältnis der Menschen in ihrer Arbeit herauszustellen. Auch hier ist seine Theorie beherrscht von dem Gegensatz gegen den gerade in der Geldlehre noch häufig herrschenden „Fetischismus", welcher das Geld als eine durch die stofflichen Eigenschaften nutzbare Sache auffaßt, und seine Funktionen in mechanisch-sinnlicher Weise nach Analogie technischer Leistungen zu erfassen sucht. Nirgends mehr als gerade in der Geldlehre und den mit ihr zusammenhängenden Begriffen, wie Zirkulation, Umlauf der Güter usw. tritt der aus den Entstehungsbedingungen der Wissenschaft erklärbare naturwissenschaftliche Einschlag der nationalökonomischen Begriffsbildung zutage und es ist das bisher noch keineswegs gewürdigte Verdienst von Marx, auch hier einer ganz veränderten Auffassung Bahn gebrochen zu haben.

In seiner Gegnerschaft gegen die dingliche Auffassung des Geldes, welches in diesem eine Sache sieht, die um bestimmter, mit den Transportmitteln vergleichbarer Nutzleistungen gewertet wird, ein Wert, der durch den Gebrauchswert des Geldes weiter gestützt ist, — zeigt Marx' Behandlung des Geldbegriffs einen Augenblick Verwandtschaft mit Knapp, der mit der Hervorkehrung der rechtlichen implicite die gesellschaftliche Struktur des Geldes in den Mittelpunkt rückt; aber diese Verwandtschaft ist auch nur eine flüchtige; denn wie bei der Analyse der Ware die Aufgabe entstand, die unter der bewußten Organisation der Gesellschaft, der Rechtsorganisation versteckten sozialen Verhältnisse bloßzulegen, so sieht Marx auch im Gelde ein von der juristischen Seite aus nur äußerlich erfaßbares Phänomen, dessen verborgene soziologische Stuktur aufzudecken ist. Der spezifisch-ökonomische Inhalt des Geldes bleibt verdeckt, wenn man es nur als „Geschöpf der Rechtsordnung" auffaßt.

Wir haben gesehen, wie Marx diese unter den abstrackten Rechtsverhältnissen sich spontan entfaltenden Produktionsverhältnisse als Verhältnisse der Menschen in ihrer Arbeit aufzufassen sucht, wie allein die Auffassung des Warentausches als Austausch menschlicher Arbeit ihn als gesellschaftliches Verhältnis erkennen läßt. Es ist nur Fortentwicklung und Ergänzung dieses Vorgehens, daß Marx nun auch das Geld als Arbeitsverhältnis zu deuten sucht, in dem Gelde keinen stofflich unterschiedenen Gebrauchswert, sondern eine bestimmte gesellschaftliche Form der in dem Stoff enthaltenen Arbeit, und damit der Arbeitspersönlichkeiten selbst,

sieht. Sieht man von der dialektischen Art ab, in der Marx aus den im Austauschprozeß der Waren enthaltenen „Widersprüchen" das Geld als die Entfaltung und Lösung dieser Widersprüche abzuleiten sucht, so sind wesentlich zwei Momente für das Verständnis der Geldtheorie von Marx wichtig: 1. der Charakter der Geldform selbst und 2. die Art und Weise, wie innerhalb der „Warenproduktion" die Geldform ihre Darstellung findet.

1. Das Geld ist kein Ding, sondern eine spezifische Form, welche die Arbeit des einzelnen gegenüber den Arbeitsprodukten der übrigen Warenproduzenten annimmt, ein gesellschaftliches Verhältnis, in dem sich unter gewissen Bedingungen die wirtschaftenden Persönlichkeiten durch Vermittelung der Austauschverhältnisse ihrer Produkte befinden. Die Geldform des Arbeitsproduktes ist die Gleichgeltung mit jedem beliebigen anderen Arbeitsprodukt; in dem Charakter der unmittelbaren Austauschbarkeit mit allen anderen Waren (im Verhältnis der in ihnen enthaltenen Arbeit), in diesem Charakter als „allgemeines Äquivalent", erhält daher die Privatarbeit des einzelnen erst die gesellschaftliche Form, die ihn als Warenproduzenten charakterisiert. So ist die Geldform nur das notwendige Korrelat und die Ergänzung der Warenform des Produktes, in der die in ihm enthaltene Arbeit noch nicht die allgemeine Geltung besitzt.

2. Wie kann nun aber dem Produkt der Privatarbeit des einzelnen die Geldform verliehen werden; das kann prinzipiell auf zwei verschiedenen Wegen geschehen: durch bewußten obrigkeitlichen Willen; das führt in den Utopismus des Arbeitsgeldes, welches vergesellschaftete Produktion und damit Aufhebung der Grundlagen der Warenproduktion zur Voraussetzung hat. Innerhalb der Warenproduktion, in welcher nicht Organisation, sondern Anarchie herrscht, ist nur ein zweiter Weg, den unabhängigen Privatarbeiten Geldform zu verleihen, möglich: durch tatsächlich übereinstimmenden Willen der Gesellschaftsglieder, ihr „Einverständnis", der in einer besonderen, bestimmten Ware enthaltenen Arbeit den Charakter unmittelbarer Austauschbarkeit und damit gesellschaftlichen Gültigkeit, oder wie es Marx ausdrückt, des „allgemeinen Äquivalentes" zu geben. „Nur die gesellschaftliche Tat kann eine bestimmte Ware zum allgemeinen Äquivalent machen" [1]). Nur durch Verwandlung der besonderen, beschränkt gültigen Ware in die so legitimierte „allgemeine Ware", erhält daher die Ware Geldform.

1) Kapital, I, S. 55.

Es liegt daher in dem atomistischen Verhalten der Warenproduzenten zueinander begründet, daß der Formwechsel der Ware in Erscheinung tritt als Stoffwechsel, Austausch zweier verschiedener Gebrauchswerte; dabei erscheint die Geldware als der Ausgangspunkt, welche die an sich bewegungslosen Waren zirkuliert: „Wie die Warenbesitzer die Produkte, ihre Privatarbeiten als Produkte gesellschaftlicher Arbeit darstellten, indem sie ein Ding, Gold, in unmittelbares Dasein der allgemeinen Arbeitszeit und darum in Geld verwandelten, so tritt ihnen jetzt ihre eigene, allseitige Bewegung, wodurch sie den Stoffwechsel ihrer Arbeit vermitteln, als eigentümliche Bewegung eines Dinges gegenüber, als Umlauf des Geldes“ [1]). Dieser fetischistische Zirkulationsbegriff entspringt aus der mangelhaften Einsicht in die gesellschaftliche Struktur des Geldes. Wie wir oben Marx die dinglichen Beziehungen der Verkehrsvorgänge überhaupt als gesellschaftliche Beziehungen der dahinterstehenden Wirtschaftssubjekte auffassen sahen, so sehen wir auch hier in der speziellen Anwendung auf die Geldzirkulation ihren gesellschaftlichen Charakter hervorgehoben [2]).

Der Austausch von Geld und Ware ist nicht zu betrachten nach seiner stofflichen Seite, als Austausch zweier Gebrauchswerte (Ware gegen Geld), sondern nach seinem gesellschaftlichen Gehalt: als Formwechsel derselben identischen Wert, ihre Metamorphose. „Ware und Geld als solche sind nur gegensätzliche Formen der Ware selbst, also verschiedene Existenzweisen derselben Ware“ [3]). Die Metamorphose der Ware ist der Wandel der gesellschaftlichen Stellung ihres Produzenten, seine Privatarbeit

---

1) Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, S. 91.

2) Wie sehr der „Fetischismus“ auch heute noch bei den führenden Theoretikern verbreitet ist, möge man an Dietzel ersehen, der Zirkulation der Waren mit Transport über Zeit oder Raum gleichsetzt: „Konsumtion ohne vorherige Zirkulation ist undenkbar. Niemals genügt die Produktion allein, sondern stets muß das Produkt den Weg zu der Gebrauchs- oder Verbrauchssphäre des Konsumenten finden und im Moment des Bedarfs sich einstellen. — Traditionell heißt in der Sprache der Sozialökonomik diese Bewegung Zirkulation. Dies Wort ist auf solche Zustände des Wirtschaftslebens gemünzt, wo ein — freier oder geregelter — Tauschverkehr und damit ein Herüber und Hinüber, in Zirkulieren von Dingen zwischen einer Mehrheit von Subjekten stattfindet. Aber auch das isoliert wirtschaftliche Subjekt vollzieht fortwährend Handlungen, welche als Zirkulationsakte bezeichnet werden müssen. — . . . Die Bewegung der Dinge über Raum und Zeit hin, welche unter dem Konkurrenzsystem den Frachtführern und Kaufleuten obliegt und hier durch das Medium von Tauschakten durchläuft, erfolgt dem Wesen nach ebenso im Rahmen der isolierten Wirtschaft, wie — hier durch Beamte geleitet — unter dem Kollektivsystem.“ (Theoretische Sozialökonomik, S. 157/58.)

3) Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, S. 119.

erhält die Form der gesellschaftlichgültigen Arbeit. Es ist daher irreführend, die Geldzirkulation, den Umlauf des Geldes, als eigentümliche Bewegung eines Dinges aufzufassen: sie ist vielmehr Reflex des Formwechsels der Ware, in ihren verschiedenen Momenten, Größe und Geschwindigkeit von diesem abhängig. „Der Geldumlauf ist bloß die Erscheinung der Metamorphose der Waren oder des Formwechsels, worin sich der gesellschaftliche Stoffwechel vollzieht . . . in der Tat sind die verschiedenen Formbestimmtheiten, die das Geld im Zirkulationsprozeß enthält, nur kristallisierter Formwechsel der Waren selbst, der seinerseits nur Ausdruck der wandelnden gesellschaftlichen Beziehungen ist, worin die Warenbesitzer ihren Stoffwechsel vollziehen“ [1]).

Es kann im Rahmen dieser Arbeit, wo es nur auf die formale Struktur der Geldtheorie von Marx ankommt, nicht unsere Aufgabe sein, diesen Zirkulationsbegriff nach seiner ganzen Bedeutung für die Geld-, Kapital- und besonders auch die Krisentheorie hin zu entfalten. Nur zwei der wichtigsten Konsequenzen können hier angedeutet werden. Zunächst schließt die Auffassung der Geldform der Ware als eines besonderen Momentes der Metamorphose der Ware jene Auffassung der Güterzirkulation aus, die in dem Gelde nur ein verschleierndes Moment sieht, von dem man bei Analyse der Gleichgewichts- und Reproduktionsbedingungen des Austauschverkehrs abzusehen habe, um den dahinter vor sich gehenden einzig reellen Austauschprozesses der Gebrauchsgüter zu betrachten. Darauf beruht z. B. das von Say und James Mill aufgebrachte Argument der Unmöglichkeit einer allgemeinen Überproduktion; indem die Geldform der Ware als unwesentliches Moment ausgeschaltet wird, scheint es so, als ob jeder Verkäufer gleichzeitig seinen eigenen Käufer zu Markt brächte. Treffend hat Marx diese Ansicht widerlegt, deren Fehler darin besteht, daß sie den Zirkulationsprozeß in unmittelbaren Tauschhandel verwandelt, in den unmittelbaren Tauschhandel aber wieder die dem Zirkulationsprozeß entlehnten Figuren von Käufer und Verkäufer hineingeschmuggelt [2]). „Da die erste Metamorphose der Ware zugleich Verkauf und Kauf ist, ist dieser Teilprozeß zugleich selbständiger Prozeß. Der Käufer hat die Ware, der Verkäufer hat das Geld, d. h. eine Ware, die zirkulationsfähige Form bewahrt, ob sie früher oder später wieder auf dem Markt erscheint. Keiner kann verkaufen, ohne daß ein anderer kauft; aber keiner braucht

1) Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, S. 135, 138.

2) Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, S. 86/87.

unmittelbar zu kaufen, weil er selbst verkauft hat. Die Zirkulation sprengt die zeitlichen, örtlichen und individuellen Schranken des Produktenaustausches eben dadurch, daß sie die hier vorhandene unmittelbare Identität zwischen dem Austausch des eigenen und dem Eintausch des fremden Arbeitsproduktes in den Gegensatz von Verkauf und Kauf spaltet.“ Heute lebt diese Ansicht weiter in der bei der Analyse des Geld- und Kapitalmarktes häufig gemachten Voraussetzung, als ob den in Geldeinheiten ausgedrückten, gehandelten Kapitalmengen naturale Gütervorräte notwendig entsprechen müßten. Das führt dann zu der irreführenden Annahme, als ob das hinter der „papierenen Welt“ des Kapitalmarktes gehandelte, nur naturale Gütermengen seien; das kann so sein, muß es aber nicht. Sieht man vielmehr in der Geldform der Waren, schlage sie sich nun in Metallgeld, Bankguthaben oder anderen Geldsurrogaten nieder, ein selbständiges, von dem stofflichen Warenkörper (der vielleicht schon längst der Konsumtion anheim gefallen ist) unabhängliches gesellschaftliches Verhältnis, so bedarf es nicht der Stützung des Geld- und Kapitalmarktes durch den dahinter stehenden Warenmarkt der realen Kapitalgüter.

Eine andere wichtige Konsequenz aus dem oben dargelegten Zirkulationsbegriff von Marx, die wir ebenfalls nur andeuten können, ergibt sich für die Quantitätstheorie. Sie geht in der Tat — wenigstens in der starren, mechanischen Form — von der Ansicht aus, daß das Geld die an sich bewegungslosen Waren zirkuliert, und daher die Geldmenge ein primär verursachendes Moment für die Warenpreise sei; Marx betont dem gegenüber, daß nicht das Geld die Waren, sondern umgekehrt die Waren es sind, die das Geld zirkulieren.

Denn nicht etwa stehen sich die Waren ohne Preis, und das Geld ohne Wert in dem Zirkulationsprozeß gegenüber, so daß sich die Masse der untereinander inkommensurablen Gebrauchswerte mit der im Lande vorhandenen Geldmenge austauschen. Vielmehr treten die Waren stets mit einem bestimmten Preis in die Zirkulation ein, ein Preis, der auf der ebenso selbständigen, von der Zirkulation zunächst unabhängigen Tauschwertbildung der Geldware beruht. „Geld ist Ware wie jede andere Ware an der Quelle seiner Produktion. Sein relativer Wert und der des Eisens, oder jeder anderen Ware, stellt sich hier dar in den Quantitäten, worin sie sich wechselseitig austauschen. Aber im Zirkulationsprozeß ist diese Operation vorausgesetzt, in den Warenpreisen ist sein eigener Wert bereits gegeben. Es kann daher nichts irriger sein, als die Vorstellung,

daß innerhalb des Zirkulationsprozesses Geld und Ware in das Verhältnis des unmittelbaren Tauschhandels treten, und daher ihr relativer Wert durch ihren Austausch als einfache Waren ermittelt wird“[1]).

So wenig wie das Zirkulationsmittel in den Umlauf als wertunbestimmte, bloße Quantität eintritt, so wenig treten die Waren ohne Preis in den Zirkulationsprozeß, bevor das Geld als Zirkulationsmittel wirkt, wirkt es als Rechengeld: die Waren werden im Preisausdruck nur ideal in Gold, als dem allgemeinen Äquivalent ausgedrückt; damit wird das Gold zum Geld, das zunächst nur als vorgestelltes Geld vorhanden ist. Die Zirkulation der Waren ist daher von seiten der Umlaufsmittel gesehen, nur Realisation gegebener Preise, deren Höhe die Masse des umlaufenden Geldes, nicht diese die Höhe der Preise bestimmt. So folgert Marx aus seiner allgemeinen Auffassung, daß die Zirkulation der Waren nicht Austausch der Waren gegen die Ware Gold, sondern Formwechsel der Waren selbst, daher der Umlauf des Geldes nur passiver Reflex des Formwechsels der Ware ist, daß die Menge der Umlaufsmittel keinen selbständigen Einfluß auf die Warenpreise ausüben kann. Dem widerspricht auch nicht seine starr quantitätstheoretische Auffassung der Wertbewegung des staatlichen Papiergeldes, denn „die eigentümliche Bewegung des Papiergeldes, statt direkt aus der Metamorphose der Ware zu stammen, entspringt aus Verletzung seiner richtigen Proportion zum Gold“[2]).

Diese Zergliederung der Marxschen Geldtheorie gibt uns die Möglichkeit, zu der Frage Stellung zu nehmen, ob Marx Nominalist oder Metallist war. Die Antwort wird von der Auffassung dieser Gegensätze selbst abhängen. Verstehen wir jedoch unter Metallismus diejenigen Anschauungen, die vermeinen, daß der Geldwert letzten Endes auf dem Gebrauchswerte des Metalls beruhe, „Substanzwert“ sei, so war Marx kein Metallist. Zwar verlangt Marx als Grundlage des Geldes eine „Ware“, ist ihm das Geld nur die allgemeine Ware. Aber der Warencharakter des Geldes dient bei Marx nicht zur Wertbegründung[3]): vielmehr das,

1) Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, S. 79.

2) Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, S. 118.

3) Das steht nicht im Widerspruch zu der Ansicht von Marx, daß die Werthöhe des Geldes durch ihre Eigenschaft als Ware bedingt sei: wenn Marx sagt: „der Austauschprozeß gibt der Ware, die er in Geld verwandelt, nicht ihren Wert, sondern nur ihre spezifische Wertform“, so liegt der Unterschied gegen den Metallismus eben darin, daß dieser die „Wertform“, d. h. die allgemeine Gültigkeit des Geldes auf den

was die Ware erst zum Gelde erhebt, sie als allgemeines Äquivalent universelle Geltung gewinnen läßt, also der spezifische Geldwert beruht gerade nicht auf den stofflichen Eigenschaften, sondern auf der ganz unabhängig davon erfolgenden gesellschaftlichen Aktion der Warenbesitzer. Es ist klar, daß die universelle Geltung einer Ware, welche die Beschränktheit des besonderen Gebrauchswerts überwinden soll, nicht selbst auf dem Gebrauchswert beruhen kann. Das Verhältnis ist vielmehr geradezu umgekehrt: nicht weil das Gold seiner stofflichen Eigenschaften wegen ein allgemein begehrter Gebrauchswert ist, ist es Geld, sondern vielmehr, weil Geld, als aus den Verhältnissen der Warenproduktion notwendig hervorwachsendes allgemeines Äquivalent ist, ist sein an sich zufälliger, zwar durch gewisse Natureigenschaften prädestinierter Träger, das Gold, eine allgemein begehrte Ware. Erst die Geldeigenschaft des Goldes macht es zur Schatzbildung geeignet und erweitert damit ungeheuer die Gebrauchswertsphäre des Goldes. „Weil Gold und Silber das Material des abstrakten Reichtums sind, besteht die größte Schaustellung des Reichtums in ihrer Benutzung als konkreter Gebrauchswerte, und wenn der Warenbesitzer auf gewissen Stufen der Produktion seinen Schatz verbirgt, treibt es ihn überall, wo es mit Sicherheit geschehen kann, als rico hombre den anderen Warenbesitzern zu erscheinen. Er vergoldet sich und sein Haus“[1]).

Trennt sich so Marx von dem Metallismus, insofern für ihn die Wertbegründung des Geldes keine stofflichkausale, sondern auf die gesellschaftliche Funktion begründet ist, so ist er doch ebensoweit von einem radikalen Nominalismus entfernt, für den das Geld nur eine ideale, willkürliche Werteinheit ist, die sich auf die Angabe von Proportionen beschränkt. Die Funktion des Geldes „Maß der Werte“ in seinem Sinn zu sein, d. h. die in einer Ware enthaltene besondere Arbeit als allgemein geltende auszudrücken, erfordert als Ausdrucksmittel selbst ein Arbeitsprodukt, eine Ware. Da innerhalb der Warenproduktion, die auf ein Gut verwendete Arbeit nicht bekannt ist, sondern durch den gesellschaftlichen Prozeß der Konkurrenz allein zum Ausdruck kommen kann, muß der Wertausdruck der Ware die „relative Wertform“ annehmen, kann dieser Ausdruck nicht direkt stattfinden. Die Meinung des Nominalismus, das Geld sei bloß ideale Einheit als Maß der Proportion der gesellschaftlichen Geltung einer Ware, mißversteht diesen innerhalb der Waren-

Gebrauchswert basiert, Marx aber auf einen gesellschaftlichen Akt des Einverständnisses. Die Verschiedenheiten der Terminologie verschleiern hier die Unterschiede.

1) Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, S. 133.

produktion nur indirekt möglichen Wertausdruck der Ware; der Nominalismus begreift das Geld daher als seine utopistische Aufhebung in einer Gesellschaft direkt assoziierter Individuen. Der Sinn der Behauptung von Marx, daß das Geld eine Ware sein müsse, ist daher nicht der, daß die universelle Geltung des Geldes auf seinem stofflichen Charakter, seinem Gebrauchswert beruhe, sondern nur der, daß der Geldausdruck als Wertausdruck kein direkter, sondern nur ein durch die Konkurrenz vermittelter sein kann[1]).

Diese Grundlage der Marxschen Geldtheorie, daß der Wertausdruck der Güter nur ein indirekter sein könne, der Tauschwert stets Preis werden müsse, erklärt und erläutert auch Marxens Stellung zum Papiergeld. Das Geld als Zirkulationsmittel, sofern es in dem Fluß der Metamorphose der Ware nur deren verschwindendes Geldsein darstellt, kann ersetzt werden durch symbolisches Geld, sei es Scheidemünze oder Papiergeld. (Staatliches Papiergeld mit Zwangskurs; das Kreditgeld unterliegt nach Marx besonderen Gesetzen). So wenig wie aber in der Warenproduktion ein direkter Wertausdruck der Waren möglich ist, so wenig kann das Papiergeld direktes Wertzeichen der Waren sein; Papiergeld ist stets Geldzeichen, nur in seiner Funktion als Zirkulationsmittel, nicht als Maß der Werte kann das Gold ersetzt werden. „Den Waren gegenüber stellt das Wertzeichen die Realität ihres Preises vor, ist signum pretii und Zeichen ihres Wertes nur, weil ihr Wert ausgedrückt ist im Preise. In dem Prozeß W-G-W, soweit er als nur prozessierende Einheit oder unmittelbares Ineinanderumschlagen der beiden Metamorphosen sich darstellt .... erhält der Tauschwert der Waren im Preis nur ideelle, in Geld nur vorgestellte symbolische Existenz. Der Tauschwert erscheint so nur als gedachter oder dinglich vorgestellter, aber besitzt keine Wirklichkeit außer in den Waren selbst, sofern ein bestimmtes Quantum in ihnen vergegenständlicht ist. Es scheint daher, als ob das Wertzeichen den Wert der Waren unmittelbar repräsentiere, indem es nicht als Zeichen von Gold, sondern als Zeichen des im Preise nur ausgedrückten, aber in der Ware alleinvorhandenen Tauschwertes sich

1) Das ist nicht zu verwechseln mit der Ansicht gewisser Metallisten, daß das Geld, um den Wert messen zu können, selbst Wert haben müsse. Für diese ist es nur das technische Erfordernis des Maßes, daß Geld eine Ware sein müsse, für Marx eine aus der Organisation der Gesellschaft hervorwachsende Notwendigkeit; daher liegt bei Marx der Schwerpunkt darauf, daß der Wertausdruck immer ein durch die Konkurrenz vermittelter sein muß.

darstellt. Dieser Schein ist falsch. Das Wertzeichen ist unmittelbar nur Preiszeichen, also Goldzeichen, und nur auf diesem Umweg Zeichen des Wertes der Ware“[1]). Da das Wertzeichen so nicht direkt Repräsentant des Warenwertes sein kann, sondern immer Goldzeichen ist, hängen auch die Gesetze seiner Wertbewegung ganz von seinem Verhältnis zum Golde ab, indem die Gesamtsumme des Papiergeldes immer auf den Wert des von ihr repräsentierten benötigten Goldquantums reduziert wird.

Wir haben gesehen, daß Marx in seiner Geldtheorie eine Mittelstellung zwischen Nominalismus und Metallismus einnahm, die er uns nun in seiner Papiergeldtheorie nicht ganz konsequent nach der Seite des Metallismus zu verschieben scheint. Denn nur als verschwindendes Zirkulationsmittel, nicht in seinen Funktionen als Medium der Schatzbildung, Zahlungsmittel und Weltgeld hält er den Ersatz des Goldes durch Wertzeichen für möglich. Da aber für Marx die spezifische Wertform des Geldes, seine Allgemeingültigkeit nicht auf seinen stofflichen Eigenschaften, sondern nur auf dem „gesellschaftlichen Einverständnis“ beruht, so so ist nicht einzusehen, warum nicht auch Papier das Geld in seinem „ruhenden Dasein“ vertreten kann, mindestens als Zahlungsmittel und Schatzbildner im Sinne der Bankreserven[2]). Die Unmöglichkeit, auch für das Weltgeld Papier eintreten zu lassen, beruht auf praktischen und organisatorischen Gründen, folgt aber nicht aus seinem Begriff des Geldes. Aber auch bei so durchgeführtem Goldersatz wäre das Papiergeld doch immer Goldzeichen, in seiner Wertbewegung von der Wertbewegung des Goldes einerseits, von dem Verhältnis der Quantität des umlaufenden Papiergeldes zu der repräsentierten Geldsumme andererseits abhängig.

---

1) Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, S. 110.

2) Diese Konsequenz zieht Hilferding, Finanzkapital, S. 44.

Ant. Kämpfe, Buchdruckerei, Jena.

Vorlesungen über Nationalökonomie

auf Grundlage des Marginalprinzipes. Von **Knut Wicksell**, Professor der Nationalökonomie an der Universität Lund. Theoretischer Teil. I. Band. Mit 18 Abbildungen. Vom Verfasser durchgesehene Übersetzung von Margarethe Langfeldt. (XI, 290 S. gr. 8°.) 1913.

Preis: 6 Mark, geb. 7 Mark.

Inhalt: **Einleitung. Der Begriff der Nationalökonomie. Die Einteilung des Stoffes. — I. Die Lehre der Bevölkerung, ihrer Zusammensetzung und Veränderung.** 1. Die Verteilung nach Lebensaltern. 2. Die Verteilung nach Geschlechtern und nach dem Zivilstande. 3. Die Veränderungen der Bevölkerung. Die Sterblichkeit. 4. Die Fruchtbarkeit. 5. Die natürliche Volksvermehrung. 6. Ein- und Auswanderung. 7. Die Malthussche Bevölkerungslehre. 8. Die zwei Bevölkerungsfragen. — **II. Die Wertlehre.** 1. Der Tauschwert und seine Ursachen. Ältere Erklärungsversuche. 2. Der Begriffe Grenznutzen. 3. Der freie Tausch und der Marktwert. 4. Einwendungen gegen die Grenznutzentheorie und Ausnahmen dieser Theorie. 5. Der Gewinn bei freiem Tausche. 6. Die Preisbildung bei eingeschränkter Konkurrenz. 7. Die Preisbildung unter dem Einflusse der Produktion. Übergang zur nächsten Hauptabteilung. — **III. Die Produktions- und Verteilungslehre.** 1. Kapitallose Produktion. (Die Grundbesitzer als Unternehmer. Die Arbeiter [oder eine dritte Person] als Unternehmer. Die Einwirkung der technischen Erfindungen auf Grundrente und Arbeitslohn.) 2. Die kapitalistische Produktion. (Der Begriff Kapital. Die Grenzproduktivität des Kapitals. Einjährige und mehrjährige Kapitalinvestierung. Alternative Konstruktion des Kapitalzinses und der Lösung des Verteilungsproblems. Wissenschaftliche Streitfragen hinsichtlich des Kapitals). 3. Produktion und Austausch in ihrem Zusammenhange miteinander. Definitive Theorie des Tauschwertes. — **IV. Die Kapitalbildung.**

Kölnische Zeitung, 4. Januar 1914:

. . . Um so schwerer wiegt das Lob, daß man den Betrachtungen des Buches, die sich in dem Kreise „Wert, Kapital und Rente" bewegen, mit Vergnügen folgt. Wer sich mit den Problemen des Kapitals und des Kapitalzinses, mit der harten Nuß des Grenznutzens befaßt hat, der wird in Wicksells Buch viel Anregung und Förderung finden. Von aktuellem Reiz ist das Kapital, auf das Wicksell seine Darlegung aufbaut.

Über Wert, Kapital und Rente

nach den neueren nationalökonomischen Theorien. Von **Knut Wicksell** Professor der Nationalökonomie an der Universität Lund. (XVI, 143 S. gr. 8°.) 1893.

Preis: 3 Mark.

Inhalt: Vorwort. — Einleitung. 1. Die heutige Stellung der theoretischen Nationalökonomik. 2. Die klassische Werttheorie. 3. Die Werttheorien der Harmonieökonomen und der Sozialisten. I. Abschnitt. Die neue Theorie des Wertes. 1. Der Wertbegriff nach Jevons, Walras und der österreichischen Schule. 2. Verschiedene Anwendungen derselben Güterart. 3. Tausch bei bestimmten Preisen. 4. Der isolierte Tausch. 5. Der Tausch am offenen Markte. 6. Tausch mehrerer Güter. Mittelbarer Tausch. 7. Angebot und Nachfrage. 8. Das Kostengesetz. Walras' Theorie der Produktion. — II. Abschnitt. Die neue Theorie des Kapitals nebst ihren Beziehungen zur Theorie des Arbeislohnes, der Bodenrente und der Güterwerte. 1. Der Kapitalbegriff. 2. Die Zinstheorie Böhm-Bawerk's und die älteren Theorien. — 3. Die Produktionsperiode. Kapitalgüter und „Rentengüter". 4. Kapitalzins und Arbeitslohn in der stationären Volkswirtschaft. A. Mathematische Darstellung. B. Die Darstellung Böhm-Bawerk's und sein „positives" Zinsgesetz. Seine Kritik der Javons'schen Zinstheorie. C. Die Böhm-Bawerk'sche Theorie und die Lohnfondstheorie. 5. Kapitalzins, Arbeitslohn und Bodenrente in ihren gegenseitigen Beziehungen. Vervollständigung der Böhm-Bawerk'chen Theorie. 6. Versuch einer definitiven Theorie der Güterwerte. Kritik der Walras'schen Darstellung.

Geldzins und Güterpreise.

Eine Studie über die den Tauschwert des Geldes bestimmenden Ursachen. Von **Knut Wicksell**, Professor der Nationalökonomie an der Universität Lund. (XV, 189 S. gr. 8°.) 1898.

Preis: 4 Mark 50 Pf.

Marxismus gegen Sozialismus. Von Dr. **Vladimir G. Simkhovitch**, Professor der Wirtschaftsgeschichte an der Columbia University. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Thomas Jappe. (XIV, 189 S. gr. 8°.) 1913. Preis: 5 Mark, geb. 6 Mark.

Inhalt: Vorwort zur deutschen Übersetzung. — Einleitung zur englischen Ausgabe. — 1. Die Rolle der Marxischen Werttheorie in seinem System. 2. Der Marxische Sozialismus im Umriß. 3. Die materalistische Geschichtsauffassung. 4. Die Konzentration der Produkte in Industrie und Landwirtschaft. 5. Vom Verschwinden des Mittelstands. 6. Die Verelendungstheorie. 7. Die gegenwärtige Lage der Lohnarbeiter. 8. Vorgeschichte der Marxischen Klassenkampftheorie. 9. Marxische Klassenkampftheorie. 10. Die Krisentheorie. 11. Die soziale Revolution und der naturnotwendige Zusammenbruch. 12. Zusammenbruch der Marxischen Werttheorie. 13. Marx' Stellung zur ewigen Gerechtigkeit.

Fünf Briefe über Marx an Herrn Dr. Julius Wolf, Professor der Nationalökonomie in Zürich. Von **Friedrich Bertheau**, Baumwollspinner in Zürich. 1895. Preis: 75 Pf.

Das Lebenswerk von Karl Marx. Von **Werner Sombart.** 1909. Preis: 80 Pf.

Vorträge über wirtschaftliche Grundbegriffe. Von **H. Oswalt.** Zweite, durchgesehene Auflage. 1914. (VI, 163 S. gr. 8°.) Preis: 3 Mark 50 Pf.

Deutsche Juristen-Zeitung, XI. Jahrg., Nr. 15 vom 1. Aug. 1906:

Der Verfasser, der bekannte Frankfurter Jurist und frühere Parlamentarier, hat sich keine leichte Aufgabe gestellt. Gottfried Kellers Satz: „Wie mir scheint, geht alles richtige Bestreben auf Vereinfachung, Zurückführung und Vereinigung des scheinbar Getrennten und Verschiedenen auf einen Lebensgrund" als Motto führt ihn notwendigerweise zu einer außerordentlichen Beschränkung des Themas. Er erörtert nur die allerobersten Begriffe der Nationalökonomie. Nachdem kurz von den Begriffen Bedürfnis und Gut gesprochen, wird lediglich der Wertbegriff, sein Wesen, was seine Höhe und insbesondere den Wert der Elementargüter (Naturgaben, Arbeitsleistung, Kapital) bestimmt, der Betrachtung unterzogen. . . . Der Gefahr, zu abstrakt zu sein, ist der Verfasser mit Geschick entronnen. Er wählt die Vortragsform und durchsetzt seine Darlegungen reichlich mit Beispielen. Was inhaltlich geboten wird, ist klar, scharfsinnig, weitblickend. Prof. Dr. Rehm (Straßburg).

Das Produzenteninteresse der Arbeiter und die Handelsfreiheit. Ein Beitrag zur Theorie vom Arbeitsmarkt und vom Arbeitslohn. Von **Heinr. Dietzel**, Prof. a. d. Universität Bonn. (VIII, 108 S. gr. 8°.) 1903. Preis: 3 Mark.

Inhalt: Einleitung. Die Stellung der Arbeiterführer zu der handelspolitischen Kontroverse. — Die Handelssysteme und der Arbeitsmarkt. 1. Das Argument der Auslandsereignisse. 2. Das Krisenargument. (Die Gefahr der „Rückschläge fremder Krisen".) Die Gefahr inländischer Krisen. — Die Handelssysteme und der Arbeitslohn. 1. Das Argument der „reichlicheren Arbeitsgelegenheit". 2. Das Argument der „Hungerlöhne" in den Ausfuhrgewerben. 3. Das Lohngesetz und der Freihandel. (Temporäre und partikuläre Lohnbewegung. Dauernde und allgemeine Bewegung des Lohnniveaus.) — Schlußwort.

Kritische Dogmengeschichte des ehernen Lohngesetzes. Von Dr. **Mary Schrey.** 1913. (IV, 133 S. gr. 8°.) Preis: 3 Mark 50 Pf.

Inhalt: Einleitung: Aufgabe und Einteilung der Arbeit. — Das Lohngesetz in der vorklassischen Ökonomik. — Das Lohngesetz der klassischen Nationalökonomie. — Die nachklassische Zeit. — Das Lohngesetz im Rahmen sozialpolitischer Ideenrichtungen. — Das Lohngesetz und die Sozialisten. — Das „eherne Lohngesetz" Lassalles. — Gegner des „ehernen Gesetzes". — Das Lohngesetz in der neueren Nationalökonomie. — Ergebnisse für die Beurteilung von Lohngesetzen. — Literatur.

Der objektive Wert und Preis. Grundlegung einer realen Wert- und Preistheorie. Von Dr. **Johannes Wernicke.** (116 S. gr. 8°.) 1896. Preis: 2 Mark 40 Pf.

Inhalt: Einleitung: Subjektive und objektive Werttheorie. — I. Die objekjektiven Grundlagen der volkswirtschaftlichen Wertbildung. 1. Der objektive Bedarf. 2. Die objektiven Naturchancen und die Technik. — II. Die objektive Wert- und Preisbildung im allgemeinen: 1. Allgemeine Erfassung des objektiven Wertes. 2. Die formale objektive Wert- und Preisbildung. 3. Die materielle objektive Wert- und Preisbildung. 4. Die Preisrichtungstendenz und die wirtschaftlichen Krisen. — III. Die Geld-, Wert- und Preisbildung: 1. Gebrauch und Schätzung der Edelmetalle in mittelalterlichen Zeiten. 2. Die Wert- und Preisbildung der Edelmetalle an sich. 3. Die reale Geldpreistheorie. 4. Die Bedeutung der Konkurrenz in der Einkommens- und Preisgestaltung. — IV. Die subjektive Wert- und Preisbildung und Grenzen derselben. — Schluß.

Der Streit um den Kapitalsbegriff. **Seine geschichtliche Entwicklung und Versuche zu seiner Lösung.** Von Dr. **Walter Jacoby,** Referendar in Königsberg i. Pr. (VI, 117 S. gr. 8°.) 1908. Preis: 3 Mark.

Inhalt: I. Der wissenschaftliche Kapitalsbegriff in seiner Entwicklung bis zur Rodbertusschen Kapitalstheorie. 1. Das Kapital als Nutzungsvermögen (Turgot-Say-Hermann). 2. Das Kapital als Erwerbsvermögen (Adam Smith). — II. Der Streit um den Kapitalsbegriff. Einleitung. 1. Darlegung der Theorie des Kapitals als rein ökonomischer und historisch-rechtlicher Kategorie (Sozial- und Privatkapital). a) Rodbertus. b) A. Wagner. 2. Kritik der Theorie des Kapitals als rein ökonomischer Kategorie und des Nationalkapitals. (Marx, Lassalle, Stammler, Kautsky, Menger, Komorzynski.) — III. Neuere Vorschläge zur Lösung des Streites um den Kapitalsbegriff: Einleitung. 1. Versuch der Vereinigung der Begriffe „Sozial- und Privatkapital". (Rodbertus und v. Böhm-Bawerk.) 2. Die Carl Mengersche Kapitalstheorie. — IV. Schluß.

Der Wertgedanke, **ein verhülltes Dogma der Nationalökonomie.** Kritische Studien zur Selbstbesinnung des Forschens im Bereiche der sogenannten Wertlehre. Von Dr. **Friedr. Gottl,** Privatdozent der Staatswissenschaften an der Universität Heidelberg. 1907. Preis: 2 Mark.

Über die Bedingungen wirtschaftlicher Tätigkeit. Kritische Erörterungen zu den Wertlehren von Marx, Knies, Schäffle und Wieser. Von Dr. **Otto Gerlach.** (Staatswissenschaftliche Studien. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludw. Elster. Bd. 3, Heft 5.) (VI, 87 S. gr. 8°.) 1890. Preis: 2 Mark 40 Pf.

Inhalt: Einleitung. Die verschiedenen Aufgaben der Wertlehre. — I. Die Wertlehren von Marx, Knies, Schäffle und Wieser. — II. Die Realität der als Inhalt des Wertbegriffes behaupteten Beziehungen: 1. Abstrakt menschliche Arbeit. 2. Gebrauchswert in genere; vertretbarer fungibler Gebrauchswert. 3. Sozialkraft; eine Personal- und Vermögenssubstanz. 4. Der natürliche Wert; gesellschaftlicher Grenznutzen. — III. Die Bedingungen der Tauschtatsache. — IV. Die notwendigen Bedingungen wirtschaftlicher Tätigkeit: 1. Die Bedingungen wirtschaftlicher Tätigkeit eines isolierten Individuums. 2. Die Bedingungen wirtschaftlicher Tätigkeit in arbeitsgegliederter Gesellschaft: a) Das Verteilungsprinzip; b) Bedingungen der Leitung von Produktion und Konsumtion bei gegebenem Verteilungsprinzipe. — V. Schluß.

Kapital und Zins. **Die Polemik zwischen Bastiat und Proudhon.** Mit Einleitung und in Übersetzung herausgegeben von Dr. **Artur Mülberger.** 1896. Preis: 3 Mark 60 Pf.

Die Hilfe, vom 13. Sept. 1896:

. . . Auf den Inhalt des von beiden Seiten mit glänzenden Waffen des Geister und tiefem Wissen geführten Streites hier einzugehen, verbietet der Raum. Wer selbst zu dem Buche greift, um zu seiner Belehrung und Anregung dem Scharfsinn zweier des größten Denker bei dem zwischen ihnen entbrannten Streit bis in seine Tiefen zu folgen, der wird diesen Weg zwar mitunter mühevoll, dafür aber auch um so lohnender finden.

Zur Geschichte der Werttheorie in England.

Von Dr. phil. W. Liebknecht. (V, 112 S.) 1902. Preis: 2 Mark 80 Pf.

Inhalt: I. **Geschichtliche Darstellungen der Theorien.** 1. Von Thomas Hobbes bis James Steuart. 2. Von Adam Smith bis David Ricardo. 3. Von James Mill bis John Stuart Mill. 4. Karl Marx. — II. **Kritik der Theorien.** 1. Die Theorie von Angebot und Nachfrage. 2. Die Produktionskostentheorie. 3. Die Arbeitswerttheorie.

Über das Wesen des Geldes.

Von **Richard Hildebrand.** (49 S. 8°.) 1914. Preis: 1 Mark 20 Pf.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift bietet präzis gefaßte Ausführungen, die bestimmt sind, dem juristischen sowohl wie dem ökonomischen Wesen des Geldes gerecht zu werden. Die Schrift eröffnet ebensowohl dem Zivilisten und Vertreter des öffentlichen Rechts wie dem Nationalökonomen neue Gesichtspunkte von weitgehendem Interesse. Beispielsweise sei auf die Stellungnahme des Verfassers zu der herrschenden Lehre über das gegenseitige Verhältnis der Begriffe Kauf und Geld wie auch der Begriffe Geld und Zahlungsmittel verwiesen.

Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1915, Nr. 1:

. . . Die kleine Arbeit Hildebrands steht in bezug auf Schärfe der Begriffe und Richtigkeit des Urteils weit über dem Durchschnitt der Veröffentlichungen über Geldwesen und kann in dieser methodischen Hinsicht, sowie als anregende Schrift nur dringend empfohlen werden. A. Voigt, Frankfurt a. M.

Die soziale Frage und der Sozialismus.

Eine kritische Auseinandersetzung mit der marxistischen Theorie. Von Dr. med. et. phil. **Franz Oppenheimer**, Privatdozent der Staatswissenschaften an der Universität Berlin. 5.—6. Tausend. 1913. (XVII, 188 S. 8°.) Preis: 1 Mark 20 Pf.

Jahrbuch des Verwaltungsrechts, 8. Jahrg.:

In anregender und höchst geistvoller Polemik gegen Karl Kautsky stellt der Verf. unter schroffer Zurückweisung der Marxschen Mehrwertlehre folgende Thesen auf: der absolute immanente Wert der Produkte beruht, nicht wie Marx lehrt, auf der in ihnen verkörperten Arbeitszeit, sondern auf dem in ihnen verkörperten Arbeitswert. Wo kein Monopol besteht, d. h. unter völlig freier Konkurrenz, kann kein Mehrwert entstehen. Mehrwert entsteht immer dort, und nur dort, wo ein Monopol, d. h. zwischen Kontrahenten ein Monopolverhältnis besteht. Der gesellschaftliche Mehrwert (Grundrente und Kapitalprofit) ist die Folge eines gesellschaftlichen Klassenmonopolverhältnisses zwischen Kapitalistenklasse und Proletariat. Dieses Klassenmonopol ist begründet durch die Monopolisierung des Grund und Bodens, deren Rechtsform das große Grundeigentum ist. Dieses Klassenmonopol ist entstanden durch außerökonomische Potenzen, nämlich durch kriegerische und geistliche Gewalt. Wo es besteht, besteht eine freie Verkehrswirtschaft, mit einseitig sinkendem Druck, daher massenhafte Abwanderung von Landproletariern, daher Kapitalismus. Der Kapitalismus ist daher nicht eine normale Phase der gesellschaftlichen Entwicklung, sondern Folge einer außerökonomischen Störung. Durch ausreichende innere Kolonisation ist die Bodenmonopolisierung zu zerbrechen und der Kapitalismus zu entwurzeln. Die Schrift erblickt, das ist mit wenigen Worten ihre Grundtendenz, im Großgrundeigentum den Kern und die Wurzel aller sozialen Übel, mit ihm kam gewissermaßen der ökonomische Sündenfall in die Welt. Trotz dieser Einseitigkeit und mancher Übertreibungen bietet die Arbeit viel Anregung und Förderung.

Abriß einer Geschichte der Theorie von den Produktionsfaktoren.

Von **Dr. Johannes Müller.** (Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatsw. Seminars zu Halle a. S., herausgegeben von Prof. Dr. Joh. Conrad. Band 66.) 1911. Preis: 1 Mark 80 Pf.

Inhalt: I. Einleitung. II. Die Merkantilisten und Physiokraten (Turgot). III. Adam Smith. IV. J. St. Mill. V. Sismondi. VI. Fr. List. VII. Rodbertus. VIII. Karl Marx. IX. Die Gegenwart (Brentano).

ANT. KÄMPFE, BUCHDRUCKEREI, JENA.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

HB
201
M3P4

Petry, Franz
Der soziale Gehalt der
Marxschen Werttheorie

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 12 19 11 024 2